

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburg im neunzehnten Jahrhundert


Von 1800 - 1848

Pleitner, Emil

Oldenburg, 1899

V. Vom Regierungsantritte des Großherzogs Paul Friedrich August bis zum
Jahre 1848. (1829-1848.)

urn:nbn:de:gbv:45:1-3899



V. Vom Regierungsantritte des Großherzogs Paul Friedrich August bis zum Jahre 1848.

(1829—1848.)

1. Großherzog Paul Friedrich August.

Der Großherzog Paul Friedrich August war, als er die Regierung antrat, nahezu 36 Jahre alt. Das Leben hatte ihn in eine harte Schule genommen. Er hatte schon als Kind seine Mutter verloren. Er hatte die Zeit der Erniedrigung Deutschlands mit erlebt, er hatte mit seinem Vater das Land seiner Väter, an dem er mit ganzer Seele hing, verlassen und das harte Brot der Fremde essen müssen. Wohl hatte auch er dann in den Reihen der Freiheitskämpfer stehen, wohl hatte er in das vom Feinde befreite Heimatland freudigen Herzens einziehen dürfen, aber die folgenden Jahre hatten ihm schweres Herzeleid gebracht. Zwei Gemahlinnen hatte er in der Blüte der Jugend ins Grab sinken sehen. So war er in harter Schule herangereift. Ein Mann von seltenen Gaben des Geistes und des Herzens, brachte er alles mit, was zum Regenten gehört: echt fürstliches Wesen, Freundlichkeit und Milde, mit Thatkraft vereint, dazu eine Fülle von Erfahrungen, die er in den Kabinetten der Fürsten, auf den Schlachtfeldern Rußlands und unter den Bauern Esthlands gesammelt hatte.

Schon hatte sich die Eigenart und die Thatkraft des Prinzen gezeigt bei der Neugestaltung des oldenburgischen Militärs, schon hatten die Oldenburger seine Güte und Liebenswürdigkeit erfahren, als er nach der schrecklichen Sturmflut des Jahres 1825 die hart getroffenen Marschen bereiste. So brachte man dem jungen Fürsten großes und freudiges Vertrauen entgegen. Dies Vertrauen wurde nicht getäuscht. Das oldenburger Land machte unter seiner Re-

gierung auf allen Gebieten große Fortschritte. Wo die Entwicklung des Landes nicht in der gehofften Weise fortschritt, wie in der Verfassungsfrage, da lag die Schuld nicht an ihm. Die gebotene Rücksichtnahme auf mächtige verwandte Fürstenhäuser, zu der die Ohnmacht des alten Bundes leider die einzelnen Fürsten verdammt, trug in erster Linie die Schuld daran.

Es liegt nahe, einen Vergleich zu ziehen zwischen dem Herzog Peter und seinem Sohne und Nachfolger, dem Großherzog Paul Friedrich August. Hier wie da treffen wir einen Mann von echt fürstlichem Auftreten und von kerndeutscher Gesinnung. Was aber die beiden Fürsten wesentlich voneinander unterscheidet, das ist ihre Stellungnahme zum Militär und zu den schönen Künsten. Der Herzog Peter hatte keinerlei Neigung für das Waffenhandwerk. Er fühlte sich nicht als Soldat und hat nie des Kriegers Waffenrock getragen. Ganz anders der Großherzog Paul Friedrich August. Er, der selbst als Soldat den glorreichen Krieg gegen den ersten Napoleon mitgemacht hatte, besaß große Vorliebe für das Militär. Er begründete die oldenburgische Artillerie und Kavallerie. Es war ihm eine Freude, unter seinen Soldaten zu sein, und tagelang weilte er oft im Lager zu Falkenburg. Der Herzog Peter entzog den Dichtern und Künstlern seine Fürsorge nicht; die Pflege der Kunst aber stand ihm doch erst in zweiter Linie. Ganz anders der Großherzog Paul Friedrich August. Er gehört zu der leider nicht großen Zahl deutscher Fürsten, die ihren Beruf auch dahin aufgefaßt haben, Pfleger und Schirmherren deutscher Kunst zu sein. Er begründete das oldenburgische Hoftheater, unter seiner Regierung entwickelte sich in Oldenburg ein lebhaftes litterarisches und künstlerisches Leben, von dem der Gegenwart leider kaum noch die Erinnerung geblieben ist. Wenn man ihm zum Gedächtnis das Augusteum erbaut hat, das die großherzogliche Gemäldesammlung birgt, der er selbst ein Heim zu errichten wünschte, so hat man damit dem Danke, den gerade die Kunst diesem Fürsten schuldig ist, einen schönen und dauernden Ausdruck gegeben, wengleich er für die Malerei keine ausgesprochene Vorliebe besaß.

Beide Fürsten, der Herzog Peter sowohl wie der Großherzog Paul Friedrich August, haben schwere Jahre des Ueberganges durchgemacht: Der Herzog Peter die französische Zeit, der Großherzog Paul Friedrich August die Zeit der oldenburgischen Verfassungskämpfe. Beide Fürsten haben ihrer fürstlichen Würde dabei nichts vergeben und zugleich ihrem Herzen dauernde Verbitterung fern gehalten. Bei dem Großherzog Paul Friedrich August ist dies letztere um so mehr anzuerkennen, als er nicht in der Lage war, denen, die ungestüm und oft rücksichtslos die längst versprochene Verfassung forderten, den wahren Grund der Verzögerung — den Widerspruch Rußlands und Dänemarks — mitteilen zu dürfen.

Vieles und Großes hat der erste Großherzog erreicht. Seine Bedeutung aber liegt noch mehr in dem, was er war, als in dem, was er that, und dieser Umstand macht es so außerordentlich schwierig, ein vollständiges und getreues Bild von ihm zu entwerfen. Die kerndeutsche Gesinnung des Großherzogs braucht an dieser Stelle nicht besonders hervorgehoben zu werden. Das, was von ihm aus der Zeit der Freiheitskriege und nach denselben mitgeteilt worden ist, ist das beste Zeugnis dafür. Einer ständischen Verfassung war er keineswegs entgegen, und schon als Erbprinz bemerkte er gelegentlich seinem Vater gegenüber, „daß dadurch die Teilnahme und das Interesse des Volkes für öffentliche Angelegenheiten geweckt werde, ohne welche, wie die Erfahrung bewiesen, der Staat das Opfer jeder ungünstigen Konjunktur sei“. Im Jahre 1817 äußerte er, „diejenigen müßten besiegt werden, denen die Größe und das Wohl des ganzen deutschen Volkes nichts sei, und die blind genug wären, nicht einzusehen, daß ihre eigene Sicherheit nur aus der Sicherheit des Ganzen fließe“. Den „demagogischen Umtrieben“ gegenüber urteilte er, „man müsse sie mit Ernst, aber ohne Härte behandeln; der Ursprung sei ein guter und reiner!“ Und aus dem Jahre 1849 stammt das schöne Wort: „Ich für mein Teil werde gern dem Reiche die Souveränität, so weit sie ihm gebührt, zurückerstatten; ich weiß sehr wohl, die Fürsten haben eigentlich am Reich einen Raub begangen, und nicht zu ihrem Vorteil!“ Als ihm nach Be-



endigung des Erfurter Parlamentes auf dem Fürstentage in Berlin sein Eintreten für eine das deutsche Volk zusammenhaltende Verfassung verübelt wurde, da entgegnete er, „er sei durchaus nicht „links“, aber es gäbe manche, die sich viel weiter „rechts“ befänden, als recht sei“.

Dieser Mann, der so lebhaft für eine Einigung Deutschlands eintrat, war ein Oldenburger durch und durch. Schon als junger Prinz sagte er einmal, am liebsten sei ihm doch der Aufenthalt in Oldenburg. In den Briefen an seinen Vater beschrieb er sorgfältig alles, was sich in dessen Abwesenheit ereignet hatte, mochte es nun das Fortschreiten der Wallanlagen, der Bau eines Hauses, das Befinden seiner Jugendgespielen oder das Schicksal eines Kammerdieners sein. Als er zur Regierung kam, da war sein Ziel, nach dem er strebte, sein Oldenburg zu einem Musterstaate zu machen. Dies muß man im Auge behalten, wenn man seine Neueinrichtungen und Verbesserungen, seine Vorliebe für Neubauten verfolgt. Nach den großen Erfolgen der ersten Jahre seiner Regierung sagte er voll Freude: „Ich habe Glück in allem, was ich für das Land thue, und kann dem Himmel nicht genug danken, daß er mir Umstände und Menschen zuführt, die meine Absichten befördern helfen.“ Alles im Lande war ihm vertraut; nichts entging seinem Auge. Ein oldenburgischer Amtmann kehrte einst sehr niedergeschlagen aus Oldenburg zurück, weil — der Großherzog über die Zahl der Feuerstellen der einzelnen Gemeinden seines Amtes und über die Lage der Holzungen besser unterrichtet gewesen war als der Amtmann selbst. Von einem Amtsbruder, dem er seine Erlebnisse erzählte, mußte er die Worte hören: „Das ist vielen unter uns Amtmännern so gegangen. Seid nur still!“ Jeder Fortschritt in seinem Lande erfreute ihn. Freudig teilte er eines Abends der Hofgesellschaft mit, daß abermals ein Tausend der Bevölkerung seiner Residenz vollständig geworden sei. Wurde er im Auslande auf etwas Bemerkenswertes aufmerksam gemacht, so konnte es wohl geschehen, daß er sagte: „Das haben wir in Oldenburg auch!“ oder: „Das haben wir in Oldenburg besser!“ War er auf der Heimreise, so spähte er sorgsam nach der oldenburgischen Grenze aus, und

hatte das Gefährt sie erreicht, so pflegte er erfreut zu sagen: „Da wären wir denn glücklich zu Hause!“ Von morgens 6 Uhr an saß er am Arbeitstische. Wie sehr er seiner Aufgabe gewachsen war, das bezeugt einer seiner höchsten Staatsdiener, der ihm ganz besonders nahe stand: „Der Großherzog ist ein Geschäftsmann, wie keiner sonst im Lande. Er könnte jeden Augenblick als Mitglied der Regierung, oder der Kammer, oder des Obergerichts, oder der Militärverwaltung eintreten, und würde ein ausgezeichnete Arbeiter in jedem dieser Kollegien sein“.

Zu den Grundzügen seines Wesens gehörten seine Gerechtigkeit und seine Güte und seine große Liebenswürdigkeit. Liebenswürdig war er nicht nur gegen seine hohen fürstlichen Verwandten, liebenswürdig nicht nur im Kreise der Seinen, liebenswürdig war er gegen den Geringsten seiner Unterthanen.

Als im Jahre 1848 einmal eine Deputation des Landtages angemeldet war, hatte er sich vorgenommen, den Volksvertretern seine Mißbilligung über das Maßlose ihres Vorgehens offen auszusprechen. Er hatte bereits mit den Ministern die Rede besprochen und den Wortlaut festgesetzt. Als er aber thatsächlich die Deputation vor sich sah, da brachte er es nicht übers Herz, die tadelnden Worte zu sprechen. Er sprach sich bei weitem milder aus als er zuvor beabsichtigt hatte. Nachdem die Deputation entlassen war, sagte er zu seinen Räten: „Ich glaube, meine Herren, ich habe etwas anderes gesagt, als ich mir vorgenommen hatte; nun, es wird auch so seine Wirkung thun!“

Zweimal wöchentlich hatte jeder seiner Unterthanen Zutritt zu ihm. Mit der größten Geduld und Freundlichkeit, hörte er jedem zu. Einmal hatte sich ein Handwerker vom Lande angemeldet, der in seinem Benehmen eine derartige Aufregung verriet, daß der dienstthuende Kammerherr Geisteszerrüttung befürchtete und den Großherzog bat, er möge den Handwerker nur in seiner, des Kammerherrn, Gegenwart empfangen. Der Großherzog aber lehnte lebhaft ab: „Nein, nein, das habe ich noch nie gethan! Die Leute sollen allein mit mir sprechen können. Lassen Sie den Mann nur hereinkommen!“ Die



Audienz nahm einen befriedigenden Verlauf, und als der Handwerker das Schloß verlassen hatte, sagte der Großherzog zu seinem Kammerherrn: „Sehen Sie wohl, der Mann war ganz ordentlich mir gegenüber. Die Leute kennen mich und wissen, daß ich es gut mit ihnen meine!“

Ein Mann von seinem Geiste und seiner Ritterlichkeit mußte naturgemäß großen Eindruck auf die Frauen machen. Die Kaiserin von Rußland, seine Tante, die Großfürstin Maria von Weimar, seine Cousine, sowie die Großfürstin Catharina, seine Schwägerin, waren ihm zeitlebens in Freundschaft zugethan. Wie er über die Frauen dachte, das ergiebt sich aus den Worten, die er einmal seinem Vater schrieb: „Mit Damen liebe ich keine Diskussionen in Sachen des kalten Verstandes, sondern Gegenstände der Unterhaltung, an denen das Herz teil hat. Ihre wahre Bestimmung ist, das Leben zu verschönern.“

Zahlreich sind die Aussprüche hochstehender und geistvoller Personen, die von der allgemeinen und großen Wertschätzung, der sich dieser seltene Mann erfreute, Zeugnis geben. Der aner kennenden Worte des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm IV. ist schon Erwähnung gethan.

Wie der Kaiser Alexander I. von Rußland ihn zu schätzen wußte, ergiebt sich aus einer Aeußerung der Kaiserin Elisabeth, „wie der Kaiser wiederholt habe, daß des Erbprinzen schneller treffender Verstand und seine gründlichen Kenntnisse alle Anerkennung verdienen und nur übertreffen werden könnten von seinem reinen edlen Herzen, seinem hochsittlichen Charakter.“ Auf die Gesandten fremder Mächte machte er den größten Eindruck. Ein solcher, dessen Mission am großherzoglichen Hofe gescheitert war, konnte doch seine Bewunderung für den Großherzog nicht verbergen. „Eine so großartige Redlichkeit“, — so äußerte er sich gegen den oldenburgischen Kammerherrn von Kennenkampff — „ist mir in meiner reichen Laufbahn noch nicht vorgekommen. Nie sprach er in seinem eigenen Interesse, nie zu seinem Vorteil, immer hatte er nur die Sache an sich scharf im Auge und verfocht sie wie die eines dritten und immer mit den ehrenhaftesten, edelsten Gründen.“

Von Auslassungen hoher oldenburgischer Staatsdiener, die dem Großherzog jahrzehntelang nahe standen, seien nur die des Obersten Mosle und des Oberkammerherrn v. Rennenkampff angeführt. Mosle sagt: „Man darf dreist behaupten, es habe nie einen besseren Oldenburger gegeben als den Großherzog August.“ Und Rennenkampff urteilt: „Wenn schon der Natur der Sache nach die vorzüglichen Männer, in jeder vor der Welt leuchtenden Rücksicht vorzüglichen, selten sind, so sind die sittlich Durchgebildeten, die Edeln, Keinen in der sich immer gleich bleibenden Gesinnung, die es nicht zu irgend welchen Zwecken, die es sind, weil sie's ihrem ganzen Wesen nach sein müssen, wahrlich die Seltensten. Von diesen Seltensten einer war der Großherzog von Oldenburg!“ Daß ihm die Jünger der Kunst, die ihm soviel verdankt, begeisterte Lobredner wurden, ist begreiflich. Julius Moser nennt ihn einen „für die geistigen und materiellen Interessen seines Landes gleich thätigen Fürsten“ und ein andermal „den großen Freund des Lessingschen und des sich weiter bildenden deutschen Dramas.“

Nahezu ein halbes Jahrhundert ist verflossen seit dem Hinscheiden des Großherzogs Paul Friedrich August. Immer kleiner wird die Zahl derer, die ihn noch persönlich gekannt haben, sei es nun, daß sie als Zöglinge des Gymnasiums und des Seminars sich seiner Gegenwart bei ihrer Entlassung erfreuten, sei es, daß sie unter seinen Augen als Soldat in Reih' und Glied standen, oder sei es, daß sie ihn in Oldenburg oder auf seinen zahlreichen Fahrten durch das Land sahen. Sein Andenken aber ist noch überall lebendig und wird auch lebendig bleiben. Und wahr bleiben wird auch, was einst Julius Moser bei dem Heimzuge dieses Fürsten sang:

Mit seinem Namen will ein heller Glanz
Die ferne Zukunft leuchtend noch durchdringen,
Es sind die Strahlen von dem Sternenzanz,
Den dankbar Kunst und Wissenschaft ihm schlingen.
Dem alles Edle war ihm eng verwandt.“

2. Großherzogin Cäcilie.

Etwa ein Jahr nach dem Antritte seiner Regierung machte der Großherzog Paul Friedrich August einen Besuch bei der verwitweten Markgräfin Elisabeth von Baden in Bruchsal. Hier sah er zum ersten Male jene Prinzessin, die er nach Jahresfrist als seine dritte Gemahlin in das Schloß seiner Väter führen sollte, seinen Kindern eine sorgsame Mutter, seinem Lande eine liebevolle Fürstin zu werden, die Prinzessin Cäcilie von Schweden.

Die Prinzessin Cäcilie war damals 23 Jahre alt. Auch sie hatte, wie der Großherzog, schon in jungen Jahren schweres Leid tragen müssen; auch sie war durch ein politisches Unwetter mit den Ihren aus ihrer Heimat vertrieben worden, aber ohne daß die Pforten ihres Stammeschlusses sich den Ihren wieder geöffnet hätten.

Cäcilie war das 4. Kind ihrer Eltern, des Königs Gustav IV. von Schweden und seiner Gemahlin Friederike Wilhelmine von Baden. Ihr Vater hatte eine große Vorliebe für den Namen Cäcilie, und so wurde sie darauf getauft. Ihr Pate war der vertriebene König Ludwig XVIII. von Frankreich, der sich damals in Stockholm aufhielt. Durch eine unstetige Politik und durch willkürliches Verfahren erbitterte der König von Schweden das Volk und das Heer derartig, daß sich unter den Offizieren eine Verschwörung bildete, die schließlich zu seiner Entthronung führte. (13. März 1809.) Wenige Wochen darauf, am 29. März, entsagte der König gezwungenermaßen der Krone. Ihm folgte in der Regierung sein Oheim, der Herzog Karl von Södermannland, der Schwiegerjohn des ersten Herzogs von Oldenburg, Friedrich August. Als König hieß er nunmehr Karl XIII. Da seine Ehe ohne Leibeserben geblieben war, so hatte der schwedische Reichstag den Prinzen Christian August von Augustenburg, der ebenfalls dem oldenburgischen Hause entstammte, zum Thronfolger bestimmt. Dieser Prinz aber starb schon im Jahre 1810, und der schwedische Adel, der völlig französisch gesinnt war, veranlaßte die Wahl eines Franzosen zum Thronfolger, des Marschalls Bernadotte, der 1818 als Karl XIV. den schwedischen Thron bestieg.

Der entthronte König Gustav IV. verließ im Dezember 1809 sein einstiges Reich, um sich nach Bruchsal zu der Mutter seiner Gemahlin, der verwitweten Markgräfin Elisabeth von Baden, zu begeben. Es war eine beschwerliche Reise, und die kleine Cäcilie konnte nur mit Mühe durch Wärmeflaschen vor den Unbilden des rauhen Winters geschützt werden. Der König, von Gram und Reue gepeinigt, trennte sich bald von den Seinen und irrte fortan ruhelos umher. Er hatte den Namen „Oberst Gustavson“ angenommen. Seine Ehe wurde im Jahre 1812 getrennt. So ist es erklärlich, daß die Prinzessin ihren Vater kaum gekannt hat, obgleich dieser erst am 7. Februar 1837 aus dem Leben schied. (Seine sterblichen Ueberreste wurden im Jahre 1845 nach Oldenburg gebracht und in der großherzoglichen Begräbniskapelle beigesetzt.)

Die Königin that das ihrige, um ihren Kindern den Vater zu ersetzen; die Kinder wurden sehr einfach und strenge erzogen. Als Cäcilie 4 Jahre alt war, erhielt sie mit ihren beiden älteren Schwestern zusammen in der Person der Mademoiselle Isabelle Duvoisin eine Gouvernante, der sie sich zeitlebens in Liebe und Dankbarkeit innert hat. Im Jahre 1823 wurden Cäcilie und ihre Schwester Amalie konfirmiert, und wenige Jahre darauf, am 25. September 1826, hatten sie den Schmerz, ihre Mutter zu verlieren. Dieser Verlust war um so verhängnisvoller, als die alte Großmutter fast gänzlich erblindet war. Die älteste Schwester war inzwischen vermählt, der Bruder, Prinz Gustav, weilte in der Fremde; so schloß sich denn Cäcilie um so inniger an ihre Schwester Amalie an.

Das Leben auf dem Schlosse zu Bruchsal war einförmig und trübe; denn die besorgte Großmutter erlaubte ihren Enkelinnen nur selten weitere Ausflüge. Aber so verborgen auch die schwedischen Prinzessinnen lebten, es fehlte ihnen doch an Freiern nicht. Im Jahre 1826 warb der Kaiser Dom Pedro von Brasilien um die Hand der herrlich erblühten Cäcilie. Anfangs war die Prinzessin nicht abgeneigt, seiner Werbung Gehör zu schenken, weil sie hoffte, dadurch das Los ihres Bruders günstiger gestalten zu können. Als sich aber der Prinz Gustav mit der reichen Prinzessin der Niederlande verlobte und ein Opfer ihrer-

seits nicht mehr notwendig erschien, wurden die Verhandlungen abgebrochen.

Nicht lange darauf reisten die beiden Prinzessinnen nach Wien, woselbst inzwischen der Bruder sich eine Häuslichkeit gegründet hatte. Die österreichische Kaiserfamilie behandelte die schwedischen Prinzessinnen mit großer Auszeichnung. Im September 1830 waren die beiden fürstlichen Damen wieder in Bruchsal bei ihrer Großmutter, und hier war es, wo der Großherzog Paul Friedrich August Cäcilie kennen und lieben lernte. Der Eindruck, den der ritterliche Fürst auf die Prinzessin machte, war ein sehr günstiger. Was sie von ihm erfuhr, war auch nur geeignet, ihre Neigung zu verstärken. So zögerte sie denn nicht, die Werbung anzunehmen, die sie gerade am 25. September, dem Todestage ihrer Mutter, erhielt. Nach der Verlobung siedelte die junge Braut mit ihrer Schwester nach Wien über. Von da aus fand ein reger Briefwechsel zwischen ihr und dem Großherzog statt, der die fürstlichen Verlobten einander rasch näher brachte.

Am 5. Mai 1831, dem Todestage Napoleons, fand in Wien im Palais Auersperg, welches vom Prinzen Wasa bewohnt wurde, die feierliche Vermählung statt. Die österreichischen Erzherzöge und Erzherzoginnen waren anwesend. Der Kaiser selbst führte die fürstliche Braut, der Erzherzog Palatinus den Großherzog. Die Abreise nach Oldenburg sollte Ende Mai erfolgen. Da aber die junge Großherzogin unpäßlich war, so mußte der Großherzog zunächst allein reisen. Einen Tag nach der Abreise ihres Gemahls schrieb Cäcilie dem Großherzog einen Brief, worin es heißt: „Ich denke unaufhörlich an Dich, mein guter, lieber Mann. Du fehlst mir überall. Ach, wie will ich mich freuen, wenn ich Dich wiedersehe! Vor drei Wochen noch dachte ich nicht, daß ich Dich so schnell, so unaussprechlich lieb gewinnen würde. Ich betrachte oft meinen Trauring mit innigem Vergnügen, weil er mir die Gewißheit giebt, daß uns nichts mehr trennen kann als der Tod.“

Drei Wochen nach der Abreise des Großherzogs verließ auch Cäcilie die alte Kaiserstadt an der Donau. In ihrer Begleitung befanden sich Vice-Oberhofmeister v. Kennenkampff, Kammerherr v. Gayl und die Hofdame

Christa v. Scharnhorst, die schon im Dienste ihrer Mutter gestanden hatte und der jungen Großherzogin ganz besonders lieb und wert war. Unterwegs meldete sich noch der vom Großherzog gesandte Leibarzt Dr. v. Bach. Der Zug bewegte sich in kleinen Tagereisen vorwärts. In Bremen empfing der Großherzog seine Gemahlin. Als man die oldenburgische Grenze erreichte, begrüßte eine an der Landesgrenze errichtete Ehrenpforte, mit Blumen und Zweigen geschmückt, die junge Landesmutter. Etwa eine Stunde von Oldenburg traf man auf den Hofwagen, der die drei Kinder des Großherzogs entgegenbrachte. Sie stiegen zu ihren Eltern in den Wagen; dann wurde die Reise fortgesetzt. Die Stadt Oldenburg bereitete der jungen Großherzogin einen begeisterten Empfang. Am Damm war eine in Gelb und Blau — den schwedischen Farben — gehaltene Ehrenpforte errichtet. Im Schloßhofe waren junge Mädchen aufgestellt, die Blumengewinde trugen.

Die Stadt Oldenburg konnte damals einer jungen Fürstin wenig bieten. Der rege Eifer des Großherzogs aber vermochte es, in verhältnismäßig kurzer Zeit der Stadt alle die Annehmlichkeiten und Vorzüge zu schaffen, die eine Residenz mit Recht schmücken sollen. —

Das Verhältnis der Großherzogin zu ihrem hohen Gemahl war ein wahrhaft ideales. Sie sah in ihm nicht nur ihren Mann, sondern auch ihren Herrn. Sie selbst betrachtete sich als die erste von seinen Unterthanen. Rührend ist es, die Briefe zu lesen, die sie an ihn schrieb. „Ich habe eine Sehnsucht nach Dir,“ so schreibt sie einmal aus dem Bade Ems, „die ich mit Worten gar nicht auszudrücken vermag; ich will Gott danken, wenn ich erst wieder bei Dir bin, Du mein Inniggeliebter, denn ohne Dich lebe ich eigentlich nur halb.“

Auch das Verhältnis zu ihren Stiefkindern konnte nicht besser sein. Sie hingen denn auch an ihr mit inniger Liebe. Einen Tag nach der Vermählung der Herzogin Amalie mit dem Könige Otto von Griechenland schrieb Cäcilie einen Brief an die junge Königin, in dem es heißt: „Ich werde immer an Dich schreiben, als wenn ich mit Dir redete, mein Herzenskind, Du aber mußt mir versprechen, dies auch immer zu thun. Gott gebe, daß wir uns in ein

paar Jahren wiedersehen, sonst halte ich es nicht aus. Nie, so wie jetzt, habe ich es gefühlt, wie teuer Du mir bist.“ Und ein andermal heißt es: „Wenn ich Dich, meine Annelie, auch nicht geboren habe, so bist Du und bleibst Du doch immer und ewig das Kind meines Herzens.“

Die Oldenburger gewannen die junge Fürstin, deren klassisch geformtes Antlitz mit den freundlichen, hellbraunen Augen durch braune Locken umrahmt wurde, rasch lieb. Ihre reiche Wohlthätigkeit, wenn auch im stillen geübt, blieb nicht verborgen. Sie begründete die Kinder-Bewahranstalt, sie spendete für ausgedehnte Schulachten Gelder zur Einrichtung von Suppenanstalten, zur Speisung solcher Kinder, die einen weiten Schulweg hatten. Der nach ihr benannten Cäcilien Schule wandte sie großes Interesse zu. Sie sah des öfteren die Arbeiten der Schülerinnen durch, sie ließ sich die Zeugnisse vorlegen und erkundigte sich oft bei den Lehrern nach dem Fortgang der Anstalt. Wo sie Werke der Liebe gewahrte, da hielt sie mit ihrer Anerkennung nicht zurück. So schenkte sei einer edlen Birkenfelder Jungfrau ein goldenes Kreuz mit der Inschrift: „Der Jungfrau Catharina Schmur als Anerkennung ihrer menschenfreundlichen Wirksamkeit, geschenkt von ihrer Landesmutter und Großherzogin Cäcilie von Oldenburg.“

Die Großherzogin Cäcilie war eine große Freundin der Künste, namentlich der Musik. Mit Vorliebe spielte sie anfangs die Harfe, später, als das Harfenpiel sie zu sehr angriff, das Klavier. Mit großem Erfolge komponierte sie auch Tänze, Märsche und Lieder. Die eine ihrer getragenen Kompositionen, der Theodor von Kobbe sein bekanntes „Heil dir, o Oldenburg!“ unterlegte, ist zur oldenburgischen Hymne geworden. Daß die Künstler für diese fürstliche Frau schwärmten, ist begreiflich. So konnte Julius Rosen mit Recht von der „allgeliebten Großherzogin“ sprechen.

Der oft schwankende Gesundheitszustand der Großherzogin machte verschiedentlich den Aufenthalt in einem Bade nötig. So wurde Ems besucht, später auch Wangerooge. Das Reisen war der Fürstin eine besondere

Freude und Erholung. So machte sie Reisen nach London, Berlin, Karlsruhe, Wien, Paris zc.

Am 16. Juni 1834 wurde dem großherzoglichen Paare der erste Prinz geboren, Alexander Friedrich Gustav. Unausprechlich war die Freude der Eltern. „Mein Bübchen gedeiht zusehends,“ schrieb die glückliche Mutter bald darauf an ihre Schwester. „Er ist dick und fett, und ich finde ihn wunderschön. Unausprechlich freue ich mich, ihn Dir in die Arme zu legen. — Mein Mann grüßt Dich herzlich, er ist und war, wie immer, engelsgut für mich. Er findet, wie ich, seinen kleinen Jungen sehr schön, gesteht dies aber nur mir ein.“ — Das Glück der Mutter sollte nur von kurzer Dauer sein. Schon nach kaum Jahresfrist, am 10. Juni 1835, starb das Kind am Zahnfieber. Ein zweiter Prinz wurde am 15. Februar 1836 geboren, der Prinz Nikolaus Friedrich August. Er war besonders stark und kräftig gebaut. Voll mütterlichen Stolzes schrieb die Großherzogin später an die Herzogin Friederike: „Meinen kleinen August möchte ich Dir gar zu gern zeigen; er ist ein schöner, enorm dicker Junge, dessen Besitz mich unbeschreiblich glücklich macht, und an dessen Besitz der gute Papa eine ganz besondere Freude hat. Gott wolle uns das liebe Kind gesund erhalten und uns in seiner Gnade durch den lieblichen Kleinen unseren verlorenen süßen Engel ersetzen!“

Aber es sollte nicht sein. Der Prinz war kaum ein Jahr alt, als dieselbe Krankheit, an der sein Bruder gestorben war, auch ihn dahinraffte. Der Großherzog war nicht anwesend, als der Prinz starb. Er weilte in Biebrich, wo die Vermählung seines Neffen, des Prinzen Peter, mit der Prinzessin Therese von Nassau stattfand. Mit fast übermenschlicher Anstrengung raffte sich die tief gebeugte Mutter auf und reiste ihm bis Damme entgegen, damit er möglichst schonend von dem schweren Verluste in Kenntnis gesetzt werde.

Die folgenden Jahre waren reich an Aufregungen und Kummer. Der Großherzog stürzte auf dem Wege zwischen Oldenburg und Rastede mit dem Pferd, (1843 Juni 30), glücklicherweise ohne dauernden Schaden zu nehmen. Der Großherzogin aber verursachte der Unglücksfall doch einen

furchtbaren Schrecken. Aus Athen kamen schlechte Nachrichten. Das Verhältnis zwischen ihrem Bruder, dem Prinzen Wasa, und seiner Gemahlin war kein gutes.

Am Nachmittage des 23. Januar 1844 wurde abermals ein Prinz geboren, der Herzog Anton Günther Friedrich Klimar. Als man in der Stadt die Kunde vernahm und zugleich hörte, daß Mutter und Kind sich wohl befänden, war die Freude groß. Sie sollte aber gar bald in Leid verwandelt werden. Am Morgen stellte sich hohes Fieber ein. Die unglückliche Frau hatte schwer zu leiden und fühlte ihr herannahendes Ende. Sie faßte die Hand ihres Gemahls und bat ihre treue Freundin Christa von Scharnhorst sich am Bette niederzusehen. Sie nahm auch deren Hand. Dann nahm sie bei vollem Bewußtsein von allen Abschied, ließ sich den Prinzen bringen und küßte ihn. „Sorgen Sie für meinen Knaben!“ sagte sie zu der Wärterin. Nachdem sie dann Worte des Dankes an alle Umstehenden gerichtet hatte, sprach sie leise, aber doch vernehmbar: „Adieu! Adieu! Adieu!“

Noch einmal erholte sie sich für kurze Zeit wieder. Die Umgebung begann zu hoffen; sie selbst täuschte sich über ihren Zustand und sagte: „Ich hätte auch jetzt noch nicht sterben mögen.“ Bald aber kehrte die Schwäche zurück, schlimmer denn zuvor. Abgerissene Worte flüsterte sie vor sich hin. Dann verlor sie die Besinnung. Halb-laute Worte kamen noch über ihre Lippen, Worte in schwedischer Sprache, der Sprache ihrer Kindheit. Es war am 27. Januar 1844 nachmittags 4 Uhr, als sie die Augen zum ewigen Schlummer schloß, eine der edelsten fürstlichen Frauen Deutschlands. Am 8. Februar wurde ihre sterbliche Hülle nach der fürstlichen Begräbniskapelle überführt. Julius Mosen sang ihr das Grablied:

„Du Wunderblume, die aus Nordlands Schnee
Das milde Haupt zum Licht emporgewendet,
Ob wir vergehen auch in Leid und Weh,
Schön, wie Du warst, ist Dein Geschick vollendet;
Ein Gott entrückt Dich aus dem höchsten Glücke,
In schöner Jugend dem unwölkten Blicke.
Im Nachwind zittert jedes Kerzenlicht,
Es wehen lange Flore in den Lüften,

Und doppelt bleich wird jedes Angesicht
Im langen Zuge zu den Totengrüften;
Doch wenn nun alle dort vorüberziehn,
Werd' ich noch einsam an dem Gitter knien.“

3. Der Beginn der großherzoglichen Zeit.

Der neue Landesherr ergriff durch Patent vom 28. Mai 1829 (publiziert am 3. Juni) Besitz von der Regierung. Gleichzeitig nahm er den großherzoglichen Titel an, der seinem Hause durch den Artikel 34 der Wiener Kongressakte zugesprochen war. In der erwähnten landesherrlichen Bekanntmachung heißt es: „Dagegen werden Wir Uns nach allen Unfern Kräften und Vermögen bestreben, ihnen (den Oldenburgern) Unfern landesherrlichen Schutz und Gnade zu beweisen, die Wohlfahrt der Uns von der göttlichen Vorsehung anvertrauten Lande und Unterthanen zu befördern, und zu sorgen, daß denselben der Verlust des bisherigen milden und väterlichen Regenten so wenig als möglich fühlbar werde.“

Der junge Großherzog entfaltete eine äußerst rege und segensreiche Thätigkeit und war rastlos besorgt, das Wohl seines Landes zu fördern.

Das erste Jahr der Regierung des Großherzogs Paul Friedrich August fiel in eine schwere Zeit. Im ganzen Lande herrschte ein Notstand, der durch anhaltendes Unwetter und in den Marschen durch die Sturmflut hervorgerufen war. Alle Landesprodukte standen so niedrig im Preise, daß sie vielfach nicht einmal die Kosten der Produktion einbrachten. Viele Grundbesitzer kamen damals um Haus und Hof; Butjadinger Landstellen standen achtmal so niedrig im Preise wie jetzt. Daß insolgedessen eine gedrückte, oft gereizte Stimmung herrschte, liegt auf der Hand. Als im Jahre 1830 die Pariser Julirevolution ausbrach, wurden die Gemüther auch im Oldenburger Lande erregt. Der alte Wunsch nach Erfüllung des Paragraphen 13 der Wiener Bundesakte, Einführung einer Verfassung, wurde aufs neue laut; die Zeverländer, die seit der Vereinigung mit Oldenburg einen zähen, hartnäckigen Kampf um Wiederherstellung ihrer alten Gerechtsame und um größere Selbständigkeit ihres Landes dem alten Herzog-

tum gegenüber geführt hatten, erschienen als die ersten auf dem Plane. Während sie noch mit Vorberatungen und dem Entwerfen der Petitionen beschäftigt waren, trat der Großherzog eine Reise nach Birkenfeld an. Als überall in Deutschland Aufregung und Volksbewegungen entstanden, kehrte er heim. Noch bevor ihm die Petitionen der Zevenländer überreicht waren, erließ er am 5. Oktober 1830 eine Proklamation, die eine nähere Betrachtung verdient. Er spricht darin seine Freude aus, „hier alles in gewohnter Ordnung und Ruhe vorgefunden zu haben“, giebt seinem Vertrauen Ausdruck, „daß keiner Unserer Unterthanen den entferntesten Anlaß zu einer Störung der Ruhe geben wird“, warnt, „weder Einflüsterungen von außen Gehör zu geben, noch sich von einer gewissen Ungeduld bemeistern zu lassen“, und fährt dann fort: „Zuversichtlich dürfen Wir erwarten, daß unsere getreuen Unterthanen das Vertrauen zu Uns hegen, daß Wir alles, was durch die Bundesverfassung zugesichert ist, auch gewissenhaft erfüllen werden, wie Wir selbst eine Beruhigung besonders darin finden, bei einer etwaigen Veränderung des Steuer- und Abgabensystems zuvor die Wünsche Unserer getreuen Unterthanen darüber zu vernehmen. Zunächst fordern Wir aber dieselben auf, vereint mit Uns dem Notstande nach Kräften zu wehren, welcher der ärmeren Klasse ihrer Mitbürger infolge mißratener Ernten im bevorstehenden Winter zu drohen scheint, und hoffen von göttlicher Gnade, daß es Unsern und Unserer Unterthanen gemeinschaftlichen Bestrebungen gelingen werde, in Ruhe, Ordnung und gesetzmäßiger Haltung jeder Gefahr vorzubeugen, und manches Uebel zu lindern, sodaß Wir in einer minder bewegten Zeit die etwa erforderlichen Verbesserungen der Staatseinrichtungen eintreten lassen können.“

Damit hatte der Großherzog das Versprechen gegeben, den Forderungen des Art. 13 der Wiener Bundesakte nachzukommen. Zunächst sollte durch eine neue Gemeindeordnung die Einführung einer landständischen Verfassung vorbereitet werden. Durch eine landesherrliche Verordnung setzte der Großherzog eine Kommission zur Beratung und Ausarbeitung derselben ein. Diese ließ aus jedem Kirchspiel des Landes durch die Ausschüsse einen Deputierten

wählen und berief dann die sämtlichen Deputierten nach Oldenburg, damit sie wegen der neuen Gemeindeordnung gehört würden. Während man noch mit der Beratung beschäftigt war, wandten sich auch andere Landschaften des Großherzogtums an den Großherzog mit der Bitte um eine landständische Verfassung. Es waren Stedinger-, Stad- und Butjadingerland, die Herrschaft Barel und Gutin. Man sieht, daß namentlich die Bewohner der Marschen von den liberalen Ideen erfüllt waren, während sich die Bewohner der Geest zunächst abwartend verhielten. Alle diese Petitionen berufen sich auf die landesherrliche Proklamation vom 5. Oktober 1830. Am eigenartigsten ist wohl die Petition der Barelser abgefaßt, aus der hier einige Sätze mitgeteilt sein mögen. Es heißt darin z. B.: „Die glorreichste Bahn zur schönsten, geschichtlichen Unsterblichkeit liegt offen vor Ew. Königl. Hoheit. Im Interesse des Ruhms sowohl, als in der Ueberzeugung des eigenen Besseren, flehen wir daher Ew. Königl. Hoheit an, diese vom Himmel dargebotene, nie wiederkehrende Gelegenheit zu benutzen, ganz im Sinne der Weisheit, der Mäßigung und Liebe im Fürsten und im Volke, und wie könnte da die Stimme des einen dem andern lästig und beunruhigend werden?“ — Und an einer andern Stelle: „Erbarmen sich Ew. Königl. Hoheit deshalb Ihres gebeugten Volkes, und unsterblich sind Ihr Ruhm und geschichtliche Hoheit, welche letztere mehr sagen will als alle königliche Pracht.“

Am 28. Dezember 1831 wurde die „Verordnung über die Verfassung und Verwaltung der Landgemeinden des Herzogtums Oldenburg und der Erbhererschaft Zeven“ veröffentlicht. In der Urkunde, welche die landesherrliche Genehmigung der Vorlage ausspricht, heißt es, daß die Kommission den von ihr verfaßten Entwurf einer neuen Landgemeindeordnung nach vorgängiger Vernehmung sachkundiger aus jedem Kirchspiel des Landes einberufener Männer, dem Großherzog vorgelegt, und derselbe dem Entwurfe darauf die Genehmigung erteilt und beschlossen habe, dem Grundgesetze über die landständische Verfassung die Gemeindeordnung vorangehen zu lassen, durch welche die Gemeinden in den Stand gesetzt würden, in ihren eig-

nen Angelegenheiten mit freierer Selbstthätigkeit zu wirken, und solche durch selbstgewählte Vertreter, nach bestimmten, ihre Rechte und Interessen schützenden Vorschriften unter der gesetzlichen Oberaufsicht besorgen zu lassen.

Die neue Gemeindeordnung wurde von den Stimmführern der Liberalen sehr unfreundlich aufgenommen; daß sie aber einen Fortschritt bedeutete, läßt sich nicht leugnen. Die neue Gemeindeordnung knüpfte sehr geschickt an die bestehenden Kirchspiele an und erklärte sie zu weltlichen Gemeinden, deren Aufgabe es sein sollte, „die auf den Gemeindeverband sich beziehenden Angelegenheiten wahrzunehmen, vornehmlich das Gemeindevermögen nach den deshalb gegebenen Vorschriften zu verwalten“. In der Kirchspielsgemeinde bestanden folgende Organe: die Kirchspielsversammlung, der Kirchspielsauschuß und der Kirchspielsvogt nebst den Beigeordneten. Der Vogt wurde von der Regierung ernannt, nachdem ihr der Auschuß 3 Personen in Vorschlag gebracht hatte und auch die allgemeine Versammlung befragt worden war. Die Regierung war jedoch berechtigt, „bei befundener Unzulässigkeit derselben anderweite Vorschläge zu fordern“. Vogt und Auschuß waren zudem bei ihrer amtlichen Thätigkeit an die Genehmigung höherer Behörden gebunden. Für größere Bezirke wurden außerdem die „Amts- und Kreisgemeinden“ gebildet, deren Ausschüsse von den Kirchspielsauschüssen gebildet wurden. Ihre Beschlüsse, die aber auch oberlich genehmigt werden mußten, galten für den betreffenden Kreis. Die Kirchen- und Schulsachen wurden eigenen Kirchenvorständen zugeteilt. Das Armenwesen blieb nach wie vor bei der Spezialdirektion. Der Kirchspielsvogt gehörte sowohl dem Kirchenvorstande als auch der Spezialdirektion an. Wie man sieht, war der Einfluß der neuen Kirchspielsorgane in mancherlei Weise beschränkt; immerhin bezeichnete die neue Landgemeindeordnung einen bedeutenden Schritt zur Selbstverwaltung. Nicht ganz 2 Jahre später, am 12. August 1833, erging eine Verordnung über die Verfassung und Verwaltung der Stadt Oldenburg. Von den Wortführern der Liberalen wurde sie als eine reaktionäre Maßregel gegen die Landgemeindeordnung angesehen. Ludwig Börne

schrieb damals an die Oldenburger: „Oldenburger! Doch nein, ich will mich nicht ärgern und Euch auch nicht. Doch könnt Ihr's nicht mit Freundschaft anhören, was ich Euch mit Freundschaft sage, daß Ihr alle wie die Oldenburger Herren seid? Diese arbeiten jetzt an guten Kommunaltschuhen, und sind diese fertig nach 100 Jahren, stecken sie die Füße hinein; und nach 100 Jahren stellen sie den Leib auf die Füße; und nach hundert Jahren stellen sie den Hals auf den Leib; und nach 100 Jahren stellen sie den Kopf auf den Hals; und nach 100 Jahren setzen sie den Freiheitshut auf den Kopf, und dann hat Oldenburg eine Konstitution, so gut und so schön wie eine. O Oldenburger! Oldenburger!“

Dieser grausame Hohn war anscheinend berechtigt, denn eine landständische Verfassung kam nicht zustande, und Oldenburg war schließlich der einzige Staat, der einer solchen entbehrte. Die Schuld daran trug aber nicht der Großherzog, vielmehr die Schwäche des alten Bundes, der nicht imstande war, seine Mitglieder mächtigen Verwandten gegenüber zu schützen. Schon im September 1831 hatte der Geh. Rat von Berg den Entwurf einer landständischen Verfassungsurkunde fertiggestellt, der in 4 Abschnitten 78 Paragraphen umfaßte. Der Entwurf wurde gründlich beraten. Eine Wahlordnung wurde entworfen, ebenso eine Geschäftsordnung für die Landtage der Fürstentümer und für den Generalausschuß für die gemeinsamen Angelegenheiten des Großherzogtums. Im Herbst 1832 hatte man sich über alles geeinigt; aber der Entwurf, der der Landesvertretung nicht nur eine beratende Stimme, wie in Preußen, zusprach, sondern ihr in allen wesentlichen Angelegenheiten eine beschließende einräumte, sollte nicht Gesetz werden. Die „beiden Chefs des Hauses Holstein“, der König von Dänemark und der Kaiser von Rußland, verweigerten ihre Zustimmung. Der dänische Minister von Krabbe-Carissius sprach sich dahin aus, „Seine Majestät habe die Motive für so weitgehende Konzeptionen in reife Erwägung gezogen, ohne indessen die Ueberzeugung von ihrer Notwendigkeit gewinnen zu können“. Der russische Bizetkanzler Nesselrode bezeichnete es der gemeinschaftlichen Ruhe wegen als wünschenswert,



„wenn Seine Königliche Hoheit sich entschließen wollten, den neuen ständischen Verfassungsentwurf in seiner definitiven Ausführung noch zu verschieben und sich zu einem gemeinschaftlichen Verständnisse mit Dänemark zu verstehen in der Absicht, in Seinen Staaten, soweit die Lokalverhältnisse es gestatten, eine Regierungsform einzuführen, die mit der in den dänischen Provinzen beabsichtigten im Einklang steht“. Der russische Gesandte von Struve erschien in Oldenburg und vertrat mündlich die Meinung seines Hofes. Dänemark verlangte aufs neue, Oldenburg solle in seinem Sinne vorgehen.

Der Großherzog war machtlos. Am Bunde und an den größeren deutschen Staaten hatte er keinen Halt; halbe Maßregeln, die die Aufregung nur noch gesteigert hätten, wollte er nicht treffen. Die Folge davon war, daß nichts geschah. Der Großherzog war in einer höchst peinlichen Lage, denn den wahren Grund für die Verzögerung, die naturgemäß wachsende Verstimmung im Lande erregte, durfte er nicht angeben.

Die Forderung einer landständischen Verfassung war bekanntlich begründet in dem Art. 13 der Wiener Bundesakte. Es war also ein gutes Recht der Oldenburger, immer wieder auf denselben hinzuweisen. Wo es sich aber um andere Verpflichtungen Oldenburgs dem Bunde gegenüber handelte, da fand sich keiner, der den Landesherrn zu genauer Erfüllung derselben veranlaßt hätte. Es gilt dies namentlich von den militärischen Verpflichtungen Oldenburgs dem Bunde gegenüber. Es macht einen seltsamen Eindruck, wenn man bemerkt, daß gerade diejenigen, die eine Verfassung forderten, auf das heftigste protestierten, als sich der neue Großherzog anschickte, das Militär auf die schon seit Jahren vom Bunde geforderte Höhe zu bringen. Und doch war die Vermehrung und Vervollkommnung des Militärs nicht minder eine Forderung des Bundes, als die Einführung einer Verfassung.

Der Herzog Peter hatte nach Beendigung des Feldzugs 1815 das Militärwesen mannigfach gefördert. 1815 wurde eine Militärschule gegründet, zu welcher auch den Unteroffizieren und Freiwilligen, sofern ihnen die nötigen Vorkenntnisse nicht fehlten, der Zutritt gestattet war. Seit

dem Jahre 1820 wurde fast alljährlich ein Offizier nach Berlin beurlaubt, um dort an den Vorlesungen der Allgemeinen Kriegsschule oder der Artillerie- und Ingenieurschule teilzunehmen; auch wurde eine Regimentsbibliothek gegründet. In Zwischenräumen von 2 oder 3 Jahren wurde das ganze Regiment zusammengezogen. Im Jahre 1820 gewann der Herzog einen Artilleristen von Fach, Hauptmann Schumann, früher in sächsischen Diensten, nachdem die mangelhafte Ausbildung einiger Infanteristen in der Bedienung der Geschütze verschiedene Unglücksfälle herbeigeführt hatte. Eigentliche Freude am Militär aber hatte der Herzog nicht. Der Forderung des Bundes, 311 Mann Kavallerie zu stellen, kam er überhaupt nicht nach, nachdem Unterhandlungen mit Dänemark, dieses möge gegen Entschädigung die geforderte Zahl Kavallerie stellen, nicht zum Ziele geführt hatten. Die geforderte Artillerie (157 Mann mit 4 Geschützen) war ebenfalls nicht vollständig vorhanden. An Geschützen fehlte es nicht, aber die wenigen Offiziere und Mannschaften, die zur Artillerie versetzt wurden und eine sehr mangelhafte Ausbildung erfuhren, konnten als eigentliche Artilleristen nicht gelten. Eigene Bespannung gab es zudem auch nicht.

Das wurde anders, als der Großherzog Paul Friedrich August die Regierung antrat. Er war selbst Soldat gewesen und trug mit Vorliebe die Uniform der oldenburgischen Truppen. Er fühlte lebhaft, daß Oldenburg seinen militärischen Verpflichtungen gegen den Bund besser nachkommen müsse, nahm aber nicht sofort die kostspielige weitere Ausbildung des Heerwesens in die Hand. Als aber Ende 1830 infolge der französischen Juli-Revolution der Bundestag begann, an eine endgiltige Regelung der Militärverhältnisse zu gehen, mußte die Hoffnung, die der Herzog Peter gehegt hatte, es möge Oldenburg ein Teil seiner Verpflichtungen nachgelassen werden, aufgegeben werden. Die Schaffung eines Kavallerie-Regimentes erschien jedoch für oldenburger Verhältnisse unthunlich. Der Großherzog erbot sich, für jeden Kavalleristen 3 Infanteristen zu stellen, und sand dafür die Zustimmung des Bundes. Oldenburg hatte nun zu stellen 2672 Infanteristen und 157 Artilleristen im einfachen



Kontingent und 1336 Infanteristen und 78 Artilleristen im Reservekontingent.

Das oldenburgische Militär wurde jetzt zu einer Infanterie-Brigade formiert, die aus dem Brigadestabe, den zwei Infanterie-Regimentern und der 6pfündigen Fußbatterie von 4 Kanonen und 2 Haubitzen bestand. Brigade-Kommandeur wurde Wardenburg, der nunmehr zum General avancierte. Die Dienstzeit betrug im Kontingente 1½ Jahre, in der Reserve 6 Wochen. Im Interesse der gründlichen Ausbildung wurde das Militär in der Hauptstadt des Landes vereinigt. Für die Unteroffiziere sorgte der Großherzog, indem er ihnen Alterszulage gewährte und Aussicht auf spätere Anstellung im Zivildienst. Neue Gewehre wurden bezogen. (Der Preis betrug für das Stück 9 Thaler Courant). Die Zahl der Offiziere wurde von 40 auf 70 erhöht und dadurch manchem die lang ersehnte Beförderung verschafft. Die Militärschule wurde der Leitung Mosles unterstellt und hatte schärfer ihre Bestimmung im Auge, künftige Offiziere heranzubilden. Die Ausbildung der Unteroffiziere und Sergeanten geschah in Abteilungsschulen. Bei der Aushebung entschied das Los, ob der Wehrpflichtige zum Kontingent oder zur Reserve kam, oder ob er frei war. Wollte ein Wehrpflichtiger sich einen Stellvertreter kaufen, so hatte er sich an das Militär-Kollegium zu wenden, welches für 180 Thaler Gold eine Vertretung besorgte. Was die Rechtspflege anbelangt, so wurden in den 3 Garnisonen Oldenburg, Gutin und Birkenfeld Garnisongerichte gebildet. Das Militär-Obergericht war in Oldenburg. An der Spitze der Gerichte standen Juristen von Fach, und das bürgerliche Strafverfahren trat auch hier in Kraft.

Noch war der Großherzog mit der Organisation des Truppenwesens beschäftigt, als der Bundesbeschluß vom 18. März 1831 das X. Bundeskorps, dem auch die Oldenburger angehörten, beauftragte, den Marsch nach Luxemburg anzutreten, um dies Herzogtum auf Wunsch des Königs von Holland zu besetzen. Der Verlauf der belgischen Revolution machte aber die Ausführung dieses Befehls unnötig. Immerhin hatte die Vorbereitung für die Luxemburger Expedition dem Großherzogtum Oldenburg etwa

60 000 Thaler Unkosten verursacht, die von Holland nicht ersetzt wurden.

Die Vergrößerung des Militärs hatte natürlich die Errichtung mancher Baulichkeiten im Gefolge. Eine zweite Infanteriekaserne wurde gebaut und am 1. Oktober 1836 bezogen. 1838 ward das Militärhaus erbaut und 1840 die Schloßwache bezogen, in deren oberem Stock Räumlichkeiten für die Militärkanzlei und das Brigadebureau eingerichtet wurden. Im Jahre 1833 wandten sich die Hansestädte an den Großherzog und ersuchten um die Bildung einer gemeinschaftlichen Brigade. Der Großherzog ging darauf ein, und am 6. Januar 1834 wurde zwischen Oldenburg und den Hansestädten eine Brigadekonvention geschlossen. Wardenburg ward Brigadekommandeur. Er hatte die Aufgabe, in jedem Jahre die Kontingente der Brigade zu mustern und Berichte darüber einzuliefern. Die militärischen Einrichtungen der einzelnen Abteilungen sollten die gleichen sein, die Offizier-Aspiranten sämtlich in der Brigade-Militärschule zu Oldenburg vorgebildet werden. Alle drei Jahre sollte die Brigade zusammengezogen werden. Oldenburg übernahm es, die Artillerie auch für die Hansestädte zu stellen, und erhöhte demzufolge seinen Stand auf 8 Geschütze mit 314 Artilleristen. Diejenigen Mannschaften, die eigentlich von den Hansestädten hätten geliefert werden müssen, wurden angeworben. Die erste Zusammenziehung der Brigade fand im Jahre 1837 im Falkenburger Lager statt. Das ungewohnte militärische Schauspiel — es waren gegen 4200 Mann versammelt — lockte natürlich zahlreiche Zuschauer herbei. Der Erfolg der Brigadezusammenziehung entsprach allen Erwartungen. Wardenburg, der sich die Zufriedenheit seines Fürsten und seiner Untergebenen erwarb, führte hier zum ersten Male seine Brigade, aber auch zum letzten Male. Schon das Jahr darauf starb er, erst 57 Jahre alt.

Es ist hier der Ort, auf die Schicksale dieses seltenen Mannes nach der Rückkehr aus dem Feldzuge gegen Frankreich näher einzugehen.

Bald nach der Rückkehr aus dem Felde verlobte sich Wardenburg mit der ältesten Tochter des Ratsherrn



Hegeler, Helene, die er schon im Frühjahr 1816 als seine Gattin heimführte. Die Ehe blieb leider kinderlos; es ist dies um so mehr zu bedauern, als er ganz außerordentlich kinderlieb war, auf seinen Spaziergängen sich oft und gern mit Kindern unterhielt und gelegentlich den vorbeigehenden Schulkindern Obst zusteckte. Ein Mann von großer Begabung und Arbeitskraft, von großer Ordnung und Pünktlichkeit, dazu eine gebieterische Persönlichkeit, die alle überragte, erfreute er sich im ganzen Lande des größten Ansehens. Unter dem Namen „de grote Oberst“ war er überall bekannt. Neben den Pflichten seines Amtes widmete er sich seiner Lieblingsbeschäftigung, der Erforschung heimischer Altertümer und Geschichte. Er legte eine interessante Sammlung von Altertümern an und lieferte zahlreiche Beiträge zu den Oldenb. Blättern, in denen er die Ergebnisse seiner Nachforschungen und Studien niederlegte. Neben dieser Altertümersammlung hatte er noch eine bedeutende Naturaliensammlung. Seine schriftstellerische Neigung und Begabung veranlaßte ihn außerdem, seine mannigfaltigen Erlebnisse anschaulich und lebendig darzustellen.

Seine Freunde glaubten, ihm ein langes Leben versprechen zu dürfen. Und doch erreichte dieser Mann ein Alter von nur 57 Jahren. Als er im Jahre 1837 die Brigadeübungen bei Falkenburg befehligte, war sein Befinden ein sehr schlechtes, und seinem Bruder gegenüber äußerte er nach Beendigung der Übungen, daß er befürchtet habe, sie nicht durchmachen zu können. Später erholte er sich wieder. Aber die Besserung hielt nicht an. Mit Beginn des Jahres 1838 begann der bis dahin so starke Mann langsam dahinzusinken. Fünf Monate lang litt er schwer. Ueber den endlichen Ausgang war er sich nicht im Zweifel, und der alte Krieger, der so manches Mal in Not und Gefahr gewesen war, sah dem Tode gefaßt ins Auge. Am 29. Mai verschied er. Die Obduktion ergab ein Leberleiden als Todesursache.

Mit wahrhaft fürstlichen Ehren wurde sein sterblicher Teil am 5. Juni zur letzten Ruhe bestattet. Eine Batterie mit vier Geschützen eröffnete den Zug, dann folgte die Musik, darauf das Leichenkommando unter Führung des

Obersten von Gayl. Der Sarg war mit einem Lorbeerfranze, dem Hute, Degen und den Sporen des Verstorbenen geschmückt. Hinter dem Sarge wurde Wardenburgs Reiterpferd geführt. Nach den trauernden Angehörigen folgte der Großherzog, von seinem Stabe umgeben. Das übrige Leichengefolge, in dem Personen aller Stände vertreten waren, schloß sich an. Nachdem die Leiche der Erde übergeben war, erklang als letzter Gruß der Donner der Geschütze über die Gruft. Ein wechselvolles Leben, reich an Arbeit und Erfolg, hatte geendet, und ein Kriegsmann, den sein unruhiges Zeitalter bald nach dem Süden, bald nach dem Osten und Westen Europas geworfen hatte, fand im Schoße der heimischen Erde die letzte Ruhe. Treffend charakterisiert ihn die Inschrift seines Grabdenkmals (auf dem Gertrudenkirchhofe zu Oldenburg, links am Hauptwege):

In Schlacht und Lebenssturm bewährt,
Von Volk und Fürst beweint, geehrt.
An Ehr' und Treue makellos,
Als Mensch und Krieger würdig, groß.

Die Klage des oldenburgischen Soldaten aber klang ihm nach in der Weise des Mantelliedes, das ihm so besonders lieb gewesen war, und das er noch kurz vor seinem Tode durch die Regimentsmusik vor seinem Fenster hatte spielen lassen:

„Du warst für unsern Kriegerruhm
Wohl eine wahre Burg.
Wo Du uns kommandieret,
Ward nimmer ritirieret;
Da hieß es: drauf und durch!
Jetzt bist Du wieder uns voran —
Schon gut, wir kommen nach!
Dir fehlt kein Kamerade
Bei jener großen Parade
Am Auferstehungstag.“

Der Nachfolger Wardenburgs war der Oberst Frhr. v. Gayl, der im folgenden Jahre zum Generalmajor befördert wurde. (Louis v. Gayl, geboren in Stendal am 4. Okt. 1785, gestorben zu Oldenburg 9. Nov. 1853.)

Im Jahre 1840, und zwar im September, fand abermals eine Uebung der vereinigten Brigade statt. Sie



hatte allerdings den Reiz des Neuen verloren, lockte aber doch zahlreiche Zuschauer herbei, sowohl aus den Hansestädten als auch aus Oldenburg.

Die Einrichtung des Lagers beschreibt ein Oldenburger, welcher damals mit in Reihe und Glied stand, folgendermaßen: Das Lager gewährt einen imposanten Anblick und ist sehr schön geordnet. Die Reihenfolge ist diese: am rechten Flügel das erste Bataillon des ersten Regiments, dann dessen zweites Bataillon, dann das Lübeck-Bremische Bataillon bis an die Fahnenwache, wo die sechs Fahnen aufgepflanzt stehen, und hinter der sich die Zelte des Generals und seiner Adjutanten befinden. Zu beiden Seiten der Fahnenwache liegen die Hamburgischen Jäger, dann kommt das Hamburgische Bataillon, und an dieses schließen sich endlich die beiden Bataillone des zweiten Regiments an. Die Artillerie kantonniert in Habbrügge und hat ihre Kanonen, Munitionswagen u. an der Chaussee nach Oldenburg aufgefahren. Hinter dem Lager befindet sich das Lokal, wo die Offiziere essen, und in derselben Linie zwei große Pferdeställe für die Pferde der berittenen Offiziere. Vor der Front liegen in einer Linie in Wiesen die Feldküchen, schlechtweg Kochlöcher genannt, dabei sind Brunnen gegraben und weiter vorwärts fließt die Welse, an der für jedes Bataillon Waschplätze eingerichtet sind. Auf dem rechten Flügel des Lagers liegen die Magazine, das Schlachthaus und das Hospital. Alle diese Punkte sind durch Tafeln und Wegweiser bezeichnet, so daß auch jeder Fremde sich überall zurechtfinden kann. — Ueber die Vereinigung mit den Hanseaten haben wir alle Ursache, uns zu freuen, denn wir lernen täglich mehr sehr wackere Kameraden unter ihnen kennen und leben mit ihnen in der allerbesten Eintracht. Bremen hat eine ganz vortreffliche Musik, Lübeck ein wackeres aber nur schwaches Hoboistenkorps und Hamburg endlich außer einer sehr vollkommenen Musik noch ein zahlreiches Hornistenkorps, das wohl ausgezeichnet genannt zu werden verdient, und dabei auch noch ein ausgezeichnetes Sängerkorps. Mittags bei der Parade und abends bei der Reveille hören wir alle diese verschiedenen

Chöre, die sich fortwährend ablösen, so daß die Musik nie aufhört.“

Das Jahr 1840 gab zu einer strengeren Auslegung der Militärgeetze des deutschen Bundes Anlaß. Frankreich schlug unter dem Ministerium Thiers einen herausfordernden Ton an. Der Bund sah sich veranlaßt, für die Folgezeit für die Ausbildung des Kontingentes als auch der Reserve die gleiche Zeitdauer zu verlangen, ebenfalls, zu bestimmen, daß die Ausrüstung dafür stets vorrätig sein müsse; zu gleicher Zeit wurde bestimmt, es sollte das eine Kontingent von den Vorgesetzten eines anderen inspiziert werden.

Die Folge dieser Bestimmungen war, daß das Militär auch in Oldenburg weiter verstärkt wurde. Die Mannschaften in Birkenfeld und Gutin hätten fortan eigentlich 18 Monate dienen müssen, es wurde dies jedoch nicht bestimmt. Auch die Artillerie wurde vermehrt. Oldenburg stellte nach wie vor den Anteil der Hansestädte. Dem so vergrößerten Artilleriekorps fehlte eine entsprechend große Kaserne. Es wurde deshalb im Jahre 1845 mit dem Neubau an der Ofenerstraße begonnen. Am 1. Oktober 1847 konnte die Artillerie ihr neues Heim beziehen.

Schon im Jahre 1841 begannen die verabredeten Bundesinspektionen. Ein nassauischer Generalmajor und ein preußischer Generalleutnant erschienen in Oldenburg. Das Ergebnis ihrer Prüfung war, daß sie sich von der taktischen Ausbildung des Korps befriedigt erklärten, während sie den Mangel an kriegsmäßiger Ausrüstung, sowie die kurze Dienstzeit der Reserve zu tadeln hatten. Der oldenburgische Generalmajor nahm dafür teil an der Inspizierung des badischen Kontingentes, zu welchem außer ihm noch ein preußischer und ein kurhessischer Generalleutnant bestimmt waren.

Eine Folge der Bundesbeschlüsse von 1840 war es auch, daß Preußen bei den einzelnen Regierungen eine Konzentrierung des ganzen Korps als notwendig hinstellte. Nach langwierigen Verhandlungen, die aber doch ihr Gutes hatten, weil sie ein einheitliches Felddienstreglement und andere einheitliche Bestimmungen für den Fall einer Mobilmachung trafen, kam die Konzentrierung im Jahre



1843 zustande. Nicht weniger als 26 800 Mann' und 9 Batterien mit 58 Geschützen kamen zusammen und waren vom 24. September bis zum 9. Oktober bei Lüneburg vereinigt. Die Tage des Lüneburger Lagers waren nicht ohne wohlthätige Folgen. Die Angehörigen der einzelnen Contingente traten einander näher. Von wie großer Bedeutung die Zusammenziehung des X. Korps gewesen war, das zeigte sich einige Jahre später, als das X. Korps mit Preußen zusammen gegen Dänemark focht.

Die Kosten waren für einen kleinen Staat wie Oldenburg bedeutend genug; betrugten sie doch 47 850 Rthlr. Gold. Die oldenburgische Artillerie trug im Lüneburger Lager zum ersten Male Helme und Waffenröcke, die bald auch bei der Infanterie den Uzako und den Schwalbenschwanz verdrängten.

Als Stabsarzt war Dr. Goldschmidt — von dem noch an anderer Stelle die Rede sein wird — mit nach dem Lüneburger Lager gezogen. Seinen Schilderungen (Kleine Lebensbilder aus der Mappe eines deutschen Arztes. 1844.) verdanken wir eine Reihe interessanter Einzelheiten aus dem Leben im Lüneburger Lager. „Welche Pracht und Herrlichkeit entfaltet die Menge der hier anwesenden Potentaten!“ sagt der oldenburgische Stabsarzt. „Das Auge wird nicht müde, die glänzenden Karossen und die schönen Pferde, die wallenden Federbüsche und die schimmernden Helme zu sehen. Und nun erst gar die vielen verschiedenen Uniformen, denn fast aus allen Heeren Europas finden sich hier Repräsentanten.“ —

Die ungünstige Witterung macht ihren Einfluß geltend. Kälte und Nässe haben den Frohsinn aus dem Lager getrieben. „Wenn man durch die langen Zeltreihen geht, sieht man nichts als lange, kalte Gesichter, die schattenartig stumm nebeneinander hinschleichen. — Auf allen Gesichtern stehen deutlich die Worte geschrieben, die mir ein mecklenburger Soldat zur Antwort gab, den ich fragte, weshalb er im Hospital sei: „Jē heww nich Lust, de Lüneborger ähre Heide dahl to pedden.“ Aber das schlechte Wetter muß dem Sonnenschein weichen. Das Feldmanöver vom 2. Oktober gewährt einen prächtigen Anblick. Jetzt macht auch das Lager einen ganz anderen Eindruck. „Die

unabsehbaren Zeltstraßen sind belebt, ein buntes Gewirr von Uniformen aller Art wimmelt herum, geschäftig, ameisenartig; die verschiedene Form der Zelte, das Flattern der buntfarbigen Fahnen und Fähnlein erhöht den Reiz des Schauenden. — An das Lager schließt sich ein wahrer Jahrmarkt an; die Zahl der Wirtszelte ist ungeheuer.“

Mit Genugthuung bemerkt Goldschmidt, daß die Oldenburger überall durch ihre Größe und Stärke auffallen. „Wenn man sie mit den Soldaten anderer Kontingente vergleicht, so erscheinen sie auch als wahre Hünen.“ Leider aber liefern die Oldenburger viele schwer Kranke in das Hospital, und der oldenburgische Stabsarzt muß von einem seiner Kollegen das Wort hören, „daß unsere Landsleute, trotz ihrer Größe und anscheinenden Stärke, doch nicht eben allzu kräftig wären, und daß unser Volk unseren weltberühmten großen Pferden darin ähnlich sei, daß diese, wie man allgemein sagt, ja auch sehr weichlich sein sollen, wenn sie aus gewohnten Lebensverhältnissen herauskommen.“ Dr. Goldschmidt ist um eine Antwort nicht verlegen. Er führt die schweren Lungenentzündungen — denn um die handelt es sich — zurück auf die reichliche Fleischnahrung seiner Landsleute, die das Essen nicht seit genug haben können, und die Fleischsuppe, wie sie ihnen im Lüneburger Hospital geliefert wird, gar folgendermaßen charakterisieren: „En langen Zux is't, wo so'n paar Fettogen drupp rumm schwemmt, um de drögen Klütjen hündal to tarrgen.“

An einem Abende zu Anfang des Oktober wohnt er dem großen Zapfenstreich bei, der zur Feier der Ankunft des Königs von Preußen geschlagen wird. „Fast 1100 Leute waren auf dem großen Marktplatz versammelt, bloß um Musik zu machen; der ganze Platz war durch eine ungeheurere Menge von hohen Wachsfackeln und Pechkränzen taghell erleuchtet, und die uralten Gebäude, die den Marktplatz umgeben, nahmen sich prächtig aus.“ Am 9. Oktober wird Lüneburg verlassen, und am 16. Oktober wird Oldenburg wieder erreicht. —

Wie dem Militär, so wandte der Großherzog auch den übrigen Einrichtungen des Landes sein reges Interesse zu.



Der Wirkungskreis und die Kompetenz der Behörden wurde neu geordnet. Die Besorgung der Regierungs- und Polizeisachen wurde der Regierung übertragen, der Kammer dagegen die Besorgung der Finanzsachen vorbehalten. (1830.)

Von großer Bedeutung war der Steuerverein, den Oldenburg mit Braunschweig und Hannover bildete. Der Vertrag war für Oldenburg so günstig, daß der Großherzog ein Drittel der Grundsteuer erlassen konnte.

Auch zur Hebung des überseeischen Handels und der Schifffahrt wurde viel gethan. Es wurden Verträge mit den Uferstaaten abgeschlossen, Konsule ernannt und in Elsfleth eine Navigationschule eingerichtet. (1832.) Der Erfolg ließ nicht auf sich warten, und die oldenburgische Reederei stieg in den nächsten Jahrzehnten auf das Doppelte. (Im Jahre 1845 fuhren von der Weser aus 128 Schiffe mit 11 253 Reg.-Tons, darunter 11 Grönlandfahrer.)

Daß die Interessen der Landwirtschaft eifrig gefördert wurden, ist selbstverständlich. Der Großherzog ließ, ebenso wie sein Vater, der Landwirtschaftsgesellschaft seinen Schutz und seine Förderung zu teil werden. In einem Schreiben an die Gesellschaft spricht er von „der hohen Bedeutung und Wichtigkeit, welche die Landwirtschaft überall und zumal in unserem Lande hat“, und von der Anerkennung, die er stets und überall denen gewidmet habe, „welche sich um die Förderung dieses Hauptgegenstandes der öffentlichen und Privatwohlfsahrt Verdienste erworben haben“. Aus der Thätigkeit der Landwirtschaftsgesellschaft in dieser Periode ist hervorzuheben: jährliche Feststellung der Ernte, Hebung des Hopfenbaues, der Versuch, den Zuckerrübenbau einzubürgern, besonders aber die Begründung von Tierzuchtvereinen. Mehrfach verhandelt wurde auch über Begründung einer Landestierchau, einer Hagelversicherungsgesellschaft, Einführung der Stierförmung, Verwertung des Rasenerzes u., ohne daß die Verhandlungen bereits zum Ziele geführt hätten.

Auch mit den Verhältnissen des Handwerkers beschäftigte sich der Gesetzgeber. Die alten Zimmungen waren nach der französischen Zeit nicht wieder hergestellt worden. Nunmehr erließ der Großherzog ein Gesetz, „um eine ge-

ordnete Einrichtung des Handwerkswesens einzuführen, durch welche auf der einen Seite die gehörige Ausbildung der Handwerksgenossen, sowie die Vervollkommnung der Gewerbe herbeigeführt, auf der andern aber, soviel hiermit vereinbarlich, eine geregelte Freiheit des Gewerbetriebs begründet werden könnte". (28. Januar 1830.)

Handel und Gewerbe nahmen im ersten Jahrzehnt der großherzoglichen Zeit einen bedeutenden Aufschwung, und ihre Vertreter schlossen sich nach dem Muster der Landwirtschaft zu einem Vereine zusammen.

Am 25. Februar 1841 wurde der oldenburgische Gewerbe- und Handelsverein ins Leben gerufen. In der „Aufforderung“ zur Begründung eines solchen Vereins heißt es: „Nach seinem Boden vorzugsweise auf Ackerbau und Viehzucht, nach seiner Lage am Meere und an schiffbaren Flüssen auf Handel und Schifffahrt hingewiesen, bietet unser Land dem, der seinen heutigen Zustand mit dem früherer Jahre vergleicht, den erfreulichen Anblick der Ausbildung und Entwicklung einer gediegenen Landwirtschaft, sowie des beharrlichen und kräftigen Strebens, Handel und Schifffahrt wieder auf die Höhe zu bringen, auf welche günstige Verhältnisse sie ohne unser Zutun schon einmal gehoben hatten. Dabei rührt sich in den Städten wie auf dem Lande das Gewerbe, und immer weiter verbreitet sich unter den Landleuten das Bestreben, die Stunden häuslicher Ruhe durch nützliche Nebenbeschäftigungen auszufüllen.“

Der neue Verein zählte bei seiner Gründung 522 Mitglieder und bildete bereits im ersten Jahre seines Bestehens Lokalvereine für die Ämter Zwischenahn und Westerstede, für den Kreis Zeven, für den Kreis Dvelgönne und für das Amt Berne. Der erste Präsident war der Geheime Rat v. Berg. Der Verein suchte nach Kräften Handel und Gewerbe im Herzogtum zu fördern. Besondere Anerkennung verdient sein Eintreten für die Herstellung des Hunte-Emis-Kanals. Der Verein veröffentlichte zunächst einen Vortrag, den sein Vereinsmitglied Moske am 27. November 1844 gehalten hatte. Am 4. Januar 1845 bat er dringend die Regierung, einen Techniker mit der Voruntersuchung zu beauftragen. Im Oktober desselben

Jahres fragte er an, ob die Regierung diese Untersuchung machen lassen wolle oder — ob der Verein zu diesem Zwecke freiwillige Beiträge aufbringen sollte. Wirklich wurde im Februar 1846 eine Aufforderung erlassen, es möchten sich Freunde der Sache verpflichten, einen einmaligen Beitrag von 36 Grosen Gold zu geben. Die nötigen Gelder — etwa 500—600 Thaler Gold — wurden aufgebracht, und nunmehr wies die Regierung ihre Behörden an, den Vermessungs-Kondukteur (späteren Oberkammerrat) J. H. Timmen, der die Untersuchungsarbeiten leitete, zu unterstützen. Sein Bericht wurde noch im Jahre 1847 gedruckt, und nunmehr wurde die Regierung dringend aufgefordert, den Plan auszuführen. Es vergingen indes noch einige Jahre, bevor der erste Spatenstich gethan wurde. Man rechnete damals mit einer Arbeitszeit von 25 Jahren. Es wurden indessen 50 daraus. Die neue Wasserstraße war nicht 6 Fuß tief, wie geplant, sondern nur 3—4 Fuß. Das Interesse für den Ausbau eines deutschen Kanalnetzes, das in der Gegenwart so lebhaft ist, ist auch dem Hunte-Ems-Kanal zugute gekommen, und die notwendige Vertiefung und Verbreiterung desselben ist nur eine Frage der Zeit.

Geradezu überraschend ist die schnelle Entwicklung der industriellen Thätigkeit in Barel. Die erste der Barelser Fabrikanlagen war die Spinnerei von Rabe und Rutschmann. Rabe, der aus kleinen Anfängen sein Geschäft zu großer Blüte gebracht hatte, stand nicht nur mit den Zeteler Webern in Verbindung, sondern wußte die ländliche Bevölkerung der ganzen Umgegend zur Hausweberei zu bewegen. Nicht lange, und es arbeiteten mehr als 300 Webestühle für ihn, die teils Leinen, teils Baumwollenwaren produzierten. Nachdem nun auch noch Jacquard-Maschinen angeschafft waren, konnten auch Damastmuster in verschiedenen Farben ausgeführt werden. Die Fabrik von Rabe und Rutschmann konnte im Jahre 1839 angelegt werden. Sie umfaßte im unteren Stockwerke 64 Dampfwebestühle; in den beiden oberen Stockwerken waren außer den 1872 Feinspindeln die nötigen Kräfte-, Vorspinn-, Spul- und anderen Maschinen untergebracht.

Der Erfolg dieser Anlage rief bald eine Anzahl wei-

terer Fabriken ins Leben, die an Großartigkeit die erste Anlage noch übertrafen. Im Jahre 1843 waren in Varel die folgenden Fabrikanlagen vorhanden: Dampfmühle von Hayessen, Eisengießerei von Schulze und Compagnie, Baumwollspinnerei von Rodbrede und Co., Fabrikspinnerei von Ruchmann und Co. und die Mutter aller dieser Anlagen, die Spinnerei von Rabe und Ruchmann. —

Im Münsterlande wurde die Regelung der gutherrlichen Verhältnisse vorgenommen, die nach der französischen Zeit zum größten Teile wieder eingeführt, später aber vielfach gemildert worden waren.

Auch das Postwesen wurde gehoben. Neue Posten wurden eingelegt. Am 1. Juni 1831 wurde eine neue Posttaxe eingeführt. Charakteristisch ist ihre außerordentlich reiche Gliederung, die sie für eine Zeit regen Verkehrs ungeeignet macht.

So wurde bezahlt für Briefe bis zu 1 Loth auf eine Entfernung bis zu 3 Meilen 2 Grote; auf eine Entfernung von 3—5 Meilen 3 Grote; auf 5—7 Meilen 4 Grote u. In ähnlicher Weise stieg das Porto für Gelder. Hatte man 1—50 Thaler zu verschicken, so zahlte man für die oben genannten Entfernungen 4, 6 und 8 Grote. Bewegte sich die Summe zwischen 50 und 100 Thalern, so betrug das Porto 6, 9 und 12 Grote und stieg in eben der Weise. Das Jahrgeld für Personen wurde nach Meilen berechnet, und zwar zahlte ein Reisender, der ohne Gepäck reiste, in der Postkutsche oder Chaise 18 Grote, in dem Postwagen 15 Grote. Hatte er Gepäck bei sich, so erhöhte sich der Preis um 3 Grote für die Meile. Das Reisen war mit allerlei Umständen verknüpft. Auf Veranlassung des Bundestages wurde 1834 bestimmt, alle Mietkutscher dürften nur diejenigen einheimischen oder fremden Reisenden befördern, die ihnen persönlich bekannt wären; unbekannt Reisende sollten sie nur dann fahren, wenn diese sich über Namen, Stand und Wohnort entweder durch einen Paß oder durch das Zeugnis eines glaubwürdigen Einwohners ausgewiesen hätten. Wie schnell man reiste, das zeigt auch die Bestimmung über die Postkutsche, die Anfang November 1839 für den Verkehr zwischen Oldenburg und Hannover in Dienst gestellt wurde. Zweimal wöchent-



sich, am Mittwoch und Sonnabend, fuhr sie morgens 5 Uhr aus Oldenburg ab. Die Ankunft in Hannover erfolgte abends 10 Uhr, also nach 17 Stunden.

Ein großes Verdienst erwarb sich der Großherzog durch die Anlage zahlreicher Chaussees, die bald nach allen Richtungen das Land durchzogen. (1850 hatte Oldenburg 12 Chaussees in einer Länge von 339,31 km.) Anfangs fehlte es natürlich nicht an Leuten, die dieser Neuerung unfreundlich gegenüberstanden. Es wurden die guten „Alten“ gerühmt, die so wacker den Dreck geknetet hatten, und einige gingen in der Bethätigung ihres Unwillens so weit, daß sie lieber seitlich von der Chaussee einen Weg suchten, als daß sie die verhaßte Kunststraße benutzten. Die große Mehrheit der Bevölkerung aber wußte die Wohlthat guter Wege wohl zu schätzen und bat die Regierung, in ihrer Fürsorge nicht inne zu halten. Wenn ein Fremder in einem Posthause ausstieg, seinem Unwillen über die schlechten Landwege lebhaften Ausdruck gab und wohl gar die Leute aufforderte, wegen Herstellung einer Kunststraße bei der Regierung vorstellig zu werden, da kam er leicht in den Verdacht, ein Abgesandter der Regierung zu sein, und wurde hartnäckig „Herr Bauinspektor“ tituliert. (So erging es z. B. Hoffmann von Fallersleben in Apen. 1836.)

Auch das Deichwesen wurde neu geordnet, und die Beitragspflicht der Deichfreien zu den Kosten der neuen Deiche, welche die Sturmflut 1825 nötig gemacht hatte, festgestellt. An der Küste wurden Eindeichungen vorgenommen, und neue Kanäle wurden gebaut, wie der Augustsehn-Kanal. (1847.)

Im bürgerlichen und im Strafrecht wurden Verbesserungen vorgenommen, polizeiliche Beschränkungen des Verkehrs aufgehoben, das Medizinalwesen wurde neu geordnet und eine gründliche Umgestaltung des Kirchen- und Schulwesens vorgenommen.

Nach einer Verordnung vom 7. Oktober 1837 setzte sich das Konsistorium folgendermaßen zusammen: der Vorstand (Geh. Hofrat Römer), Mitglieder der weltlichen Bank (Kanzleirat Widersprecher, Kanzleirat Hayen, Hofrat Schmedes) und Mitglieder der geistlichen Bank (General-

superintendent Böckel und Kirchenrat Claußen). Was für das Schulwesen geschah, verdient hohe Anerkennung. Bestimmte Schulbücher wurden eingeführt (1833), für unentschuldigte Versäumnisse wurde Brüche festgesetzt (1833), ein Schulachtsausschuß wurde gebildet (1836). Wo ein Lehrer dauernd angestellt war, da sollte auch während des Sommers Schule gehalten und der Unterricht im Lesen und Schreiben auch da, wo die Teilnahme daran bisher nur willkürlich war, erteilt werden. (1838.) Die Landschulkollekte, die bisher am Reformationsteste abgehalten worden und deren Ertrag den Nebenschullehrern zugute gekommen war, fiel seit 1837 fort, was im Interesse des Ansehens des Lehrerstandes erfreulich war. Während die Lehrer bisher auf den Ertrag des Schulgeldes angewiesen waren, wurde nunmehr (1845) ein bestimmtes Gehalt festgesetzt. Mit Ausnahme von 20 Anfangsstellen sollte jede Stelle außer freier Wohnung und Garten bringen auf der Geest mindestens 100 Thaler und in der Marsch mindestens 125 Thaler. Für die Witwen und Waisen wurde gesorgt durch die Errichtung einer „Unterstützungsanstalt für die Witwen und Waisen der evangelischen Volksschullehrer, Organisten und Küster“. (1841, November 3.) Der Grundstock der Kasse bestand aus einem Geschenk des Großherzogs (1000 Thaler), den Geldern, die durch Vermittelung des General-Prediger-Vereins in den verschiedenen Gemeinden des Landes gesammelt worden waren (mit den Zinsen 3510 Thaler), und verschiedenen Geschenken und Vermächtnissen. Das Seminar erhielt ein neues Heim in dem stattlichen Gebäude an der Peterstraße.

Nachdem der Großherzog schon im Beginn seiner Regierung bestimmt hatte, es sollten fortan nur solche Leute als Lehrer angestellt werden, die das Seminar besucht hätten, sah man sich veranlaßt, die Zahl der Seminaristen bedeutend zu erhöhen. Das Seminargebäude, welches auf höchstens 30 Zöglinge eingerichtet war, beherbergte nun deren 50. Ein Neubau war durchaus erforderlich und wurde mit einem Kostenaufwande von 20 000 Rthlrn. ausgeführt.

Im Beginn des Jahres 1846 wurde das neue Ge-



bäude bezogen und am 26. Februar in Gegenwart des Großherzogs und des Erbgroßherzogs eingeweiht. Der Kirchenrat Claußen nannte es ein „palastartiges Gebäude“, und war von den Neueinrichtungen (gemeinschaftliche Bespeisung, Aufstellung einer Orgel u.) so sehr erfreut, daß er auf die Frage des Großherzogs, „ob denn nun am Seminar auch noch etwas vermißt werde“, die Antwort gab: „Nichts, Ew. Königliche Hoheit, als ein eigener Direktor.“

Eine besondere Betrachtung verdient das Schulwesen der Stadt Oldenburg. Um die Mitte der 30er Jahre bestanden daselbst an öffentlichen Schulen: das Gymnasium, die 1. (Keilersche) Stadtschule (46 Knaben und 50 Mädchen), die 2. (Wicksche) Stadtschule (211 Knaben und 142 Mädchen), die Armenschule (54 Knaben und 53 Mädchen), die katholische Schule (18 Knaben und 17 Mädchen) und die israelitische Schule (2 Knaben und 3 Mädchen). Es kamen noch folgende Privatschulen hinzu: die Ramsauerische Schule (38 Mädchen, in den unteren Klassen saßen auch Knaben), die Schule des Fräulein Degen (23 Schülerinnen), die Schule der Frau Siebold (4 Knaben und 9 Mädchen), die Stammersche Schule und die Eckardtische Schule. Im Jahre 1836 trat eine Schule ins Leben, zu deren Errichtung der Prinz Peter 20 000 Thaler zur Verfügung gestellt hatte. Sie nannte sich nach der Großherzogin die Cäcilien- und hatte anfangs 2 Klassen. Ramsauer, der den Unterricht im Zeichnen und Rechnen übernommen hatte, gab seine Privatschule bald auf. (Johannes Ramsauer, geb. 28. Mai 1790 in Herisau in der Schweiz, von Pestalozzi zum Lehrer ausgebildet. Seit 1817 Lehrer der Prinzen Peter und Alexander. Seit 1820 in Oldenburg, 1821—1839 Leiter einer Privatschule. Bedeutend auf dem Gebiete des elementaren Zeichenunterrichts. Gestorben zu Oldenburg 15. April 1848).

Daselbe Jahr, das die Cäcilien- und Schule ins Leben rief, gab auch den Anlaß zur Einrichtung einer Gewerbeschule, die wiederum Ramsauer zu ihren Lehrern zählte. Es wurden für diese Schule freiwillige Beiträge erbeten; mehrere Lehrer erklärten sich bereit, den Unterricht unentgeltlich zu übernehmen.

Der lange gehegte Wunsch weiter Kreise der Bürgerschaft, eine „Gewerbe- und höhere Bürgerschule“ in Oldenburg zu errichten, sollte sich auch bald erfüllen. Im Jahre 1842 wurde aus den mittlerweile gezeichneten Geldern das Weber'sche Haus an der Mühlenstraße (Nr. 17) gekauft (für 7000 Thlr. Gold), damit es künftig als Schullokal diene. Am 20. Juni des folgenden Jahres erfolgte die oberliche Genehmigung zur Errichtung einer Bürger- und Vorschule. 23. Oktober 1843 wurde die Vorschule, Ostern 1844 die höhere Bürgerschule eröffnet. Es ist nicht uninteressant, die Höhe des Schulgeldes festzulegen. Dasselbe betrug für die einzelnen Klassen der Bürgerschule 20, 16 und 14 Thaler Gold, für die der Vorschule 8, 10 und 12 Thaler. Man sieht auch hieraus, wie außerordentlich der Wert des Geldes in den letzten Jahrzehnten gesunken ist.

Bereits einige Jahre zuvor (1842) hatte das niedere Schulwesen der Stadt eine Neugestaltung erfahren. Die Berichte über die Zustände, die in den beiden Stadtschulen herrschten, klingen wie Märchen aus alten Zeiten. Die Hauptlehrer waren — gleichwie ihre Kollegen auf dem Lande — nur auf das Schulgeld angewiesen, von dem sie zudem noch ihre Hilfslehrer zu besolden hatten. Die Klassen waren überfüllt. Die Wicke'sche Schule zählte in zwei Klassen etwa 350 Kinder. Die Zahl der Tische stand in keinem Verhältnis zu der der Bänke. Die kleinen Kinder saßen auf den Knien der größeren, die wiederum ihre Tafel auf den Rücken ihrer Vordermänner legten. Knaben und Mädchen saßen bunt durcheinander.

Im Jahre 1842 wurde aus den beiden Stadtschulen je eine Knaben- und eine Mädchenschule gemacht, von denen jede drei Klassen hatte. Die Stadt übernahm die Besoldung der Lehrkräfte und erwarb im Jahre 1846 für 5000 Thaler das alte Seminargebäude, in das nach und nach außer der Mädchenschule auch die einzelnen Klassen der Vorschule verlegt wurden.

Die Errichtung einer höheren Bürgerschule brachte für die Stadtschulen mancherlei Vorteil mit sich. Der Zeichenlehrer der Bürgerschule gab auch den Schülern der Stadtknabenschule Unterricht; ebenso der Lehrer der Natur-



geschichte. Mit der Eröffnung der Bürgerschule wurde auch ein Turnlehrer für die städtischen Schulen angestellt. Dieser, Mendelssohn (1813—1892) mit Namen, war acht Jahre lang Soldat gewesen, hatte es zum Sergeanten gebracht, darauf einen Zivilposten in Zeven bekleidet und daselbst Turnunterricht erteilt. Der gute Erfolg seines Unterrichtes hatte die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn gelenkt. Mit Unterstützung des Großherzogs hatte er sich in Berlin zum Turnlehrer ausgebildet, hatte dann das Turnwesen in Süddeutschland kennen gelernt und war darauf als Turnlehrer in Zeven angestellt worden. Von Zeven kam er nach Oldenburg. —

Von großer Bedeutung für die Förderung gelehrter Studien und für die Hebung der Volksbildung war die Fürsorge, die der Großherzog der öffentlichen Bibliothek zuwandte, sowie die Begründung der Altertümerj Sammlung und der Naturaliensammlung.

Zur Vervollständigung der Landesbibliothek wurden angekauft die Bibliotheken des Konferenzrates Menz (1833), des Staatsrats Thiele (1839), des Hofrates Dr. Voß (1842) und des Geh. Kirchenrates Dr. Böckel (1843). Die Schulbibliotheken zu Cutin und Zeven tauschten ihre Doubletten mit denen der hiesigen Bibliothek aus. Dem Archivsekretär Dr. Leverkus gelang es, aus dem Kirchenarchiv einige Infunabeln und Handschriften zu erwerben.

Die Begründung der Sammlung vaterländischer Altertümer fällt ebenfalls in jene Zeit. Die Grundlage bildete die Sammlung des Pastor Oldenburg in Wildeshausen, die er in seinem Buche „Wildeshausen und Oldenburg in altertümlischer Hinsicht“ beschrieben hat. Es kamen hinzu die Sammlungen des Regierungsrates Dr. Meyer in Minden, sowie jene Altertümer, die der Generalmajor Wardenburg testamentarisch dem Großherzoge vermacht hatte. In der Mitte der 40er Jahre war die „Sammlung vaterländischer Altertümer“ noch so gering, daß sie in zwei Glasschränken, die im Audienzzimmer des Großherzogs standen, untergebracht werden konnte.

Die Münzsammlung, schon durch den Herzog Peter Friedrich Ludwig begründet, wurde unter dem Großherzog Paul Friedrich August sowohl aus seinem eigenen Besitze



als durch Ankauf verschiedener Sammlungen (Menz und Wardenburg) vermehrt und darauf geordnet. Da es aber an Platz gebrach, so wurden zunächst nur diejenigen Münzen ausgesondert und geordnet, die ein besonderes oldenburgisches Interesse hatten.

Die eigentliche Begründung der Naturaliensammlung fällt in das Jahr 1835; denn das wenige, was sich vor dieser Zeit auf einer abgelegenen Bodenkammer des Schlosses an Naturalien vorfand und wahrscheinlich beim Unterricht der herzoglichen Kinder benutzt worden war, kann als eigentliche Naturaliensammlung nicht bezeichnet werden. Das Wichtigste aus jenen Naturalien war das Herbarium der oldenburgischen Flora, welches von dem Oldenbrocker Pastor Trentepohl angelegt worden war und während der französischen Zeit in dem Hause des Hofapothekers Dugend unterkommen gefunden hatte. Die vorhandenen Konchylien wurden unter Leitung Dugends gereinigt. Durch Kauf erworben wurden die Naturaliensammlungen des Kreisphysikus Dr. Oppermann und des Dr. Meyer in Minden. An Geschenken und Vermächtnissen fehlte es nicht. Prinz Peter von Oldenburg schenkte mehr als 100 auserwählte Mineralien aus dem Ural. Aus dem Nachlasse Wardenburgs kamen zahlreiche Mineralien, Versteinerungen, Vogeleier und Holzarten in die Sammlung. Seit dem 1. Mai 1837 war der Oberkammerherr von Rennekampff Vorstand des Museums. Der eifrige Freund der Naturwissenschaften that sein Möglichstes, die Sammlung zu heben. Man merkt seinen freudigen Stolz, wenn er an seinen Freund Rauch über seine „bewunderungswürdig ausgestopften Vögel“ berichtet und von den 10 000 Insekten erzählt, „lauter vollkommene Exemplare“. In der Person Wiepfens ward ihm ein Kustos, wie er ihn besser sich nicht hätte wünschen können. (Chr. Friedrich Wiepfen, geboren 28. Dezember 1815 in Ejsenhamm als Sohn eines Organisten; Lehrer in Bühren und Osternburg. 1837 Kustos am Museum, später Inspektor, 1879 Direktor. Gestorben zu Oldenburg 29. Januar 1897). Die Naturaliensammlung wurde zunächst untergebracht in der 1. Etage des Hauses Huntestraße 8; später kam die 1. Etage des Nachbarhauses (Nr. 9) hinzu. Im Jahre 1845 nahm

das alte von Bergsche Haus am Stau die Sammlung auf, bis sie im Jahre 1879 in dem neuen Museumsgebäude am Damme untergebracht werden konnte.

Ueberblickt man diese Skizze der ersten Regierungsthätigkeit des Großherzogs — sie wird durch die folgenden Kapitel noch mannigfach ergänzt werden — so wird man gestehen müssen, daß der neue Landesherr sein Versprechen, mit dem er die Regierung antrat, nach besten Kräften erfüllt hat.

4. Zwei Gedenktage.

In das erste Jahrzehnt der Regierung des Großherzogs Paul Friedrich August fällt eine Reihe von Gedenktagen, deren Feier durch die Teilnahme des Landesherrn verschönt wurde. Am 27. Mai 1834 wurde auf dem Hügel St. Veit bei Alteneß jenes Denkmal geweiht, das die späten Nachkommen ihren todesmutigen Vorfahren errichtet hatten, die vor 600 Jahren auf dem Schlachtfelde von Alteneß gefallen waren. Mehr als 2000 Teilnehmer waren zur Denkmalsweihe erschienen; auch der Großherzog war anwesend und vorurteilsfrei genug, sich durch die Angriffe, die er deshalb von auswärtigen Blättern erfahren mußte, nicht beeinflussen zu lassen. Wenige Jahre später (1836) feierte Jever das Fest seines 300jährigen Bestehens als Stadt. Der Großherzog, dem am Tage zuvor ein Sohn geboren worden war, konnte nicht anwesend sein, stiftete aber einen Fonds von 5000 Thalern „zur Verbesserung der dortigen Provinzialschule. Zu bemerkenswerten Tagen, die eine besondere Betrachtung verdienen, gestalteten sich der 27. November und der 24. Dezember 1838. Es war die Zeit, da die Erinnerung an die Ereignisse des Jahres 1813 neu geweckt wurde. Diese Erscheinung war um so erfreulicher, als die anfangs verordnete jährliche Feier nach und nach aufgehört hatte. Eine Feier des 18. Oktober fand in Oldenburg nicht statt, doch nahmen viele die Gelegenheit wahr, nach Bremen zu reisen, um an den dortigen Feierlichkeiten teilzunehmen.

Es ist selbstverständlich, daß der Großherzog Paul Friedrich August den Erinnerungsfeiern ein lebhaftes Interesse entgegenbrachte, da aber zunächst der Tag der Rück-

kehr des Herzogs Peter festlich begangen werden sollte, so ist es begreiflich, daß er jegliche Anregung vermied. Er erteilte aber gern die Erlaubnis zu den Feierlichkeiten, die man plante. Der 27. November wurde durch Kanonenschüsse und Glockengeläute begrüßt. Für die Angehörigen aller Konfessionen fanden Festgottesdienste statt. In der Stadtkirche war auch das Militär anwesend, der Hof war erschienen, einige Verse, die von dem Geheimen Kirchenrate Dr. Böckel besonders zu diesem Tage gedichtet waren, wurden gesungen, der Singverein wirkte mit, kurz, es war alles geschehen, dem Tage eine besondere Weihe zu geben. Eine ganz besondere Bedeutung aber erhielt der Tag durch die Grundsteinlegung zum Peter Friedrich Ludwigs-Hospital. Besser als durch die Stiftung eines allgemeinen Krankenhauses für Civil und Militär hätte das Andenken an den Herzog Peter nicht gefeiert und erhalten werden können. Eine solche Anstalt zu gründen, war ja lange keine Absicht gewesen. Bereits im Jahre 1821 hatte er bestimmt, es sollten von denjenigen Geldern, die noch als Strafgeelder aus der Rheinbundszeit stammten, 12 000 Thaler besonders verwaltet werden; deren Zinsen aber sollten so lange zum Kapital geschlagen werden, bis sie als Unterhaltungskosten zu einem neu zu gründenden Krankenhause dienen konnten. Als Bauplatz war die sogenannte Haarschanze ausersehen. Unter großen Feierlichkeiten fand nun die Grundsteinlegung statt. Im feierlichen Zuge marschirten die Handwerker auf, der Großherzog erschien zu Pferde; auch der Erbgroßherzog war mit seinem Instruktor anwesend. Das Weihegebet sprach der Kirchenrat Clausen, die Baurede der Hofrat Lasius. In derselben heißt es, allerdings nicht gerade sehr poetisch:

„So lebt, lebendig wie in unsern Herzen,
Er in der Gegenwart auch mit uns fort
Dem den Gedanken, den der Vater dachte —
Ein allgemeines Hospital zu bau'n,
Das dem Soldaten wie dem Bürger diene,
Das auf der Stände Einigkeit beruhte,
Wie sie des freien Deutschlands würdig ist,
Führt sein erhabener Sohn erhaben aus!
Und fort zum Enkel pflanzt sich die Gesinnung:
Des Fürsten Größe ist die Menschlichkeit.“ —

Der Großherzog legte mit einer silbernen Kelle den Mörtel unter den Stein, that die Hammerschläge und gab dem Hause den Namen Peter Friedrich Ludwigs-Hospital.

Ein weiteres Zeichen der dauernden Erinnerung an den Herzog Peter ist die Stiftung des Großherzoglichen Haus- und Verdienstordens, die an eben diesem Tage erfolgte, „eingedenk der schon früher gehegten gleichen Absicht Unseres Herrn Vaters“, wie es in dem Patente heißt. Aus den Statuten desselben verdienen die nachfolgenden Bestimmungen besonders hervorgehoben zu werden: „Der jedesmalige Großherzog und Ordensherr ist Großmeister des Ordens. Der Orden soll erstens aus Kapitularen und zweitens aus Ehrenmitgliedern bestehen. Beide Abteilungen sind dem Range nach einander gleich und haben vier Klassen: 1) Großkreuze, 2) Großkomthure, 3) Komthure, 4) Kleinkreuz. Die Prinzen des Großherzoglichen Hauses, welche in männlicher Linie vom Herzog Peter Friedrich Ludwig abstammen, sind Ehren-Großkreuze. Am 17. Januar, dem Geburtstage des Herzogs Peter Friedrich Ludwig, soll jährlich der regelmäßige Ordenstag sein. — Das Ordenszeichen ist ein lateinisches Kreuz, weiß emailirt. Die vier Ecken verzüngen sich nach der Mitte und sind in Gold gefaßt. Auf dem runden Medaillon in der Mitte steht im blauen Felde die goldene Namensschiffre des Herzogs. Sie ist mit der Krone gekrönt und umgeben mit einem dunkelroten, goldgeränderten Bande, welches in goldenen Buchstaben die Ordensdevise trägt. Es ist dies der Wahlspruch des Herzogs: „Ein Gott, Ein Recht, Eine Wahrheit.“ Die Rückseite zeigt auf den Balken des Kreuzes der Reihe nach das Datum seiner Geburt, seines Regierungsantritts, seines Todes und den Stiftungstag des Ordens.“

Etwa einen Monat nach der Feier dieses Tages, der auch in den Städten und Dörfern des Herzogtums nicht unbemerkt vorüberging, fand ein mehr militärisches Fest statt. Der 24. Dezember 1838 wurde festlich begangen, jener Tag, an welchem vor 25 Jahren der alte Herzog sein treues Volk zum Kampfe gegen den noch immer mächtigen Feind aufgerufen hatte. Mehr als 400 Kameraden, die noch den Feldzug von 1815 mitgemacht hatten, waren

anwesend. In der Lambertikirche fand ein feierlicher Gottesdienst statt. Der Großherzog, „der erste und ruhmwürdigste aller Kämpfer aus jener großen Zeit“, war anwesend. Er trat als Kamerad in den Kreis derer, die sich um ihren alten Feldprediger Ibbeken am Altare geschart hatten. Er lauschte den Worten: „Wir wollen bewahren, was einst im unaussprechlichen Hochgefühl das Herz mit Mut erfüllt, den Arm mit Kraft gestählt, was teuer errungen ist in dem Blute von Hunderttausenden, die in dem Kampfe für Freiheit und Vaterland dahinsanken.“ Er hörte die Worte, die der Feldprediger dem Gedächtnis des entschlafenen Wardenburg widmete, ihm, „den unter allen das Auge vergebens suchte, der die Zierde war in diesem hochgefeierten Kreise, dessen das Herz noch immer nicht gedenkt ohne Wehmut, ohne hohen Ernst, vor dem alle mit Ehrerbietung sich beugten, den alle liebten, dem alle vertrauten, dem Repräsentanten militärischer Würde, Wardenburg.“ Nachmittags nahm der Großherzog den Vorbeimarsch seiner jungen Truppen ab, und seine alten Waffengenossen hatten die Ehre, sich rechts und links von ihm rangieren zu dürfen. Gleichzeitig verkündigte er ein Pensionsreglement und die Stiftung einer Auszeichnung für 25jährige treue Militärdienste. Am Abend feierten die alten Kämpfer bei ihren alten Kompagnien. Einige von ihnen hatten mit den verschiedenen Feldwebeln eine Feier veranstaltet. Der Großherzog verlebte den Abend bei seinem Offizierkorps und den Gästen desselben. Zahlreiche Reden und Toaste wurden gesprochen. Bemerkenswert sind die treffenden Worte des geistreichen Mosle auf das Vaterland. Darin heißt es: „Deutschland, unser großes Vaterland! — Du Land des Ruhmes und des Sieges, wo du einig warst; du Herrscherin unter den Völkern, sobald du willst! — Nicht jene platte und doch chimäre Einheit wünschen wir dir, aber die höhere, zu erreichende Einheit in der Mannigfaltigkeit, die Bedingung und das Wesen aller schönen, reichen lebendigen Existenz!“ u. — Für das gute Verhältnis zwischen dem Offizierkorps und dem Unteroffizierkorps ist es bezeichnend, daß die alten Unteroffiziere und Veteranen eine Deputation in den Festsaal schicken und durch den

Sergeanten Rohloff ihre Begrüßung aussprechen lassen konnten, ohne daß ihnen dies von einer Seite wäre übel genommen worden. Es wurde vielmehr auch seitens der Offiziere eine Deputation abgesandt, für die Begrüßung zu danken. Bald erhob sich der Großherzog. Er suchte noch die alten Unteroffiziere auf und beehrte auch die einzelnen Kompagnien mit seinem Besuche.

Mit einem großen Zapfenstreiche fand der Tag sein Ende.

Der Großherzog war von dem Verlaufe der Feier sehr befriedigt; das geht aus dem Reskripte hervor, welches er an den Magistrat und den Stadtrat von Oldenburg richtete. Die Festlichkeiten waren ihm „ein abermaliger erfreulicher Beweis der Treue und Anhänglichkeit, welche die Bewohner unserer Residenzstadt Oldenburg ihrem angestammten Fürstenhause stets bewahrt haben“.

Größeres als jenes Geschlecht hat Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts erlebt: Die Niederwerfung Frankreichs und die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches. Trotzdem aber haben die Worte, die Adolf Stahr nach den Feierlichkeiten des Jahres 1838 schrieb, nichts von ihrer Berechtigung verloren: „So möge das heranwachsende Geschlecht in der Erinnerung an diese Tage und bei dem Anblick der bleibenden Denkmäler derselben einen kräftigen Sporn zu gleichen Gesinnungen und zu gleichen Gefühlen und zu gleicher Bethätigung beider finden.“

5. An der Wasserkaute.

Ganz anders, als im Beginne des Jahrhunderts, hatten sich an der Wasserkaute die Verhältnisse gestaltet, als das Jahrhundert sich seiner Mitte näherte. Außerordentlich war der Einfluß, den die Anlage eines Bremer Hafens an der Mündung der Weser auf den Handel und Verkehr am oldenburgischen Weserufer ausübte. In erster Linie hatte Brake zu leiden, dessen gesamter Verkehr einen gewaltigen Stoß bekam und sich erst langsam erholte, nachdem der Ort zum Freihafen erhoben worden war. (1. Jan. 1835.) Im Jahre 1830 waren noch 557 Schiffe angekommen; 1831 waren es nur noch 481, 1832 gar 334, und im Jahre 1836 war die Zahl gesunken auf 128 Schiffe.

Als aber Brake zum Freihafen erhoben worden war, hob sich der Schiffsverkehr sichtlich. Die Zahl der Schiffe betrug nämlich in den folgenden Jahren 148, 156, 218, 202, 248, 261, 366, 343, 361, 466 und 552.

Dem Bedürfnisse Bremens, nach möglichst schneller Uebermittlung von Nachrichten an seinen jungen Hafenort an der Wesermündung verdankte die optische Telegraphenverbindung ihr Entstehen. (1846.) Stationen waren Bremen, Vegesack, Neuenkirchen, Brake, Dedesdorf, Bremerhaven. In Brake erinnert noch jetzt das seltsame Gebäude an der Weserkaje, im Volksmunde „Der Telegraph“ genannt, an jene Tage, da man den beweglichen Armen eines Holzgestelles hoch oben auf dem „Telegraphen“ verschiedene Stellungen gab und so die einzelnen Buchstaben bezeichnete.

Für den Verlust, den das oldenburgische Weserufer durch die Anlage von Bremerhaven erlitten hatte, suchten die Leute an der Wasserkante, die bis dahin vorzugsweise dem Bremer Handel gedient hatten, anderweitig Ersatz zu finden. Diesen fanden sie vielfach durch Beteiligung an der Grönlandfahrt. Dieser Erwerbszweig ist bereits völlig verschwunden und nahezu vergessen. Nur einzelne mächtige Kinnbacksknochen von Walfischen, die hier und da in den Weiden der Marsch eingegraben stehen, damit sich die Kinder daran scheuern können, sowie einzelne Grabsteine auf Kirchhöfen der Marsch, die Kunde davon geben, daß der einstige „Kommodore“ eines Grönlandfahrers unter dem Rajen ruht, wecken die Erinnerung an die Zeit der Grönlandfahrer. Hier und da wird auch noch der Ort gezeigt, an welchem eine der Thranbrennereien stand, die die ganze Umgegend mit einem unleidlichen Geruch erfüllten.

Durch die Beteiligung Oldenburgs an der Grönlandfahrt wurde der Schiffsbau wesentlich gehoben, die Reepschlagereien, Segelmachereien zc. gefördert und der Landwirtschaft ein gutes Absatzgebiet eröffnet. Das erkannte auch die Regierung an und gestattete die freie Einfuhr des Thranспекtes.

Den Anfang mit der Ausrüstung und Aussendung von Grönlandfahrern machte Brake; ihm folgte Elsfleth,



dann Stedingen und Zeverland. Im Stedingerlande wurde am 21. Oktober 1842 unter dem Namen „Stedinger Kompagnie“ eine Aktien-Gesellschaft gegründet zur Ausrüstung eines Schiffes auf den Robbenschlag. Wie selbstverständlich, waren daran nicht nur Stedinger als Aktionäre beteiligt, sondern Angehörige der ganzen oldenburgischen Unterwesergegend.

Damit die kurze gute Jahreszeit in der Polargegend voll ausgenutzt werden konnte, wurde die Reise so früh angetreten, als es die Eisverhältnisse nur erlaubten; nicht selten wurde durch Ausfagen des Eises dem Schiff eine Bahn gebrochen. Ueber die Stärke der Besatzung giebt ein einzelnes Beispiel am besten Auskunft:

Die Bemannung des Galliotsschiffes „Pauline“ (80 Roggenlasten groß), welche Eigentum der Stedinger Kompagnie war, setzte sich folgendermaßen zusammen: 1 Kommandeur, 1 Steuermann, 1 Speckschneider, 1 Bootsmann, 2 Harpuniere, 1 Koch, 1 Zimmermann, 1 Küper, 1 Doktor, 1 Schirrmann, 7 Matrosen, 12 Leichtmatrosen, 1 Kochsmaat und 1 Kajütsjunge. Die ersten sieben der Genannten erhielten wohl ein Handgeld, bezogen aber keine Gage, sondern hatten Anteil am Fange. Der Kommandeur erhielt 4 Proz. vom Bruttofange, der Steuermann 18 holl. Stüber pro Faß (2 Tonnen) Thran, der Speckschneider und Bootsmann je 16, die beiden Harpuniere 15 und der Koch 14 Schillinge. Die übrigen bezogen eine feste Monatsgage, hatten aber außerdem mit Ausnahme der Leichtmatrosen, des Kochsmaats und des Kajütsjungens Anteil am Fange. Die Verpflegung an Bord war gut und reichlich. Es wurde nämlich gerechnet für den Mann wöchentlich 4 Pfund Fleisch, 1 Pfund geräucherter oder 1½ Pfund gesalzener Speck, 1 Pfund Butter und 6 Pfund Brot. Bei mittelmäßigem Erfolge war die Reise in fünf Monaten zurückgelegt. Für ein Schiff von der Größe der „Pauline“ rechnete man auf einen Ertrag von 300 Tonnen Thran, die Tonne zu 20 Thalern und 3000 Robbenfellen, von denen jedes mit 24 Groten bezahlt wurde. Der Bruttoertrag war also 7000 Thaler Gold, von denen der Mannschaft als Anteil an dem Fange reichlich 600 Thaler zustanden.

Ueber das Ergebnis des Fanges liegen aus den einzelnen Jahren interessante Mitteilungen vor. Die Grönlandsfahrer, die von der Weser ausgingen, brachten im Jahre 1845 16 Fische, 39,900 Robben und einen Eisbären heim. Nicht so günstig war der Ertrag des folgenden Jahres: 7 Fische, 20,953 Robben, 4 Eisbären und 2 Füchse. Die heimkehrenden Grönlandsfahrer sprachen nicht selten Schiffe an und erstatteten dann in ihrem Heimorte Bericht über das Fangergebnis derselben. Der Bericht des Kommodore M. Martens aus Elsfleth lautet z. B.: „Wir verließen am 14. April die Robbenküste in Grönland und das Eis und sind heute, den 12. Mai, mit dem Segen von 6000 Robben (volles Schiff) zurückgekehrt, sahen am 11. April das oldenburger Schiff „Elsfleth“ mit 3000 Robben, 11. April das oldenburger Schiff „Pauline“ mit 4000 Robben, 11. April das hooftieler Schiff „Adelheid“ mit 3000 Robben, 13. April das oldenburger Schiff „August“ mit 7000 Robben.“

Mancher Gewinn ward den Weserplätzen am oldenburgischen Ufer durch die Auswanderung. Namentlich war es Brake, das als Einschiffungshafen beliebt war. Von Bremen aus kamen die Auswanderer dort an. Wochenlang hielten sie sich oft in Brake auf, bis das Schiff reisefertig war. Leute aus allen deutschen Stämmen hatte das Schicksal zusammen gebracht, die den deutschen Boden verlassen wollten, um einer ungewissen Zukunft entgegenzugehen. In Sälen oder großen Schuppen waren sie untergebracht, an schönen Tagen lagerten sie am Abhange des Deiches und blickten auf den breiten Strom, der seine Wasser dem nahen Meere zuwälzte. Fremdartig gekleidete Männer und Frauen zogen durch den kleinen Ort und brachten den Geschäftsleuten durch den Einkauf von Bettzeug, Eßgeschirr u. s. w. manchen Verdienst. Endlich war das Schiff fertiggestellt. Im Zwischendeck hatte man die nötigen Verschläge für eine oft übermäßig große Zahl von Auswanderern hergestellt und die Seereise konnte angetreten werden. Die meisten von denen, die sich einschifften, sollten den deutschen Boden nicht wieder betreten. Es war in der Regel ein Abschied für immer, denn bei den ungünstigen Fahr-

gelegenheiten war an eine Rückkehr nur in den seltensten Fällen zu denken.

Seltzam ist der hohe Prozentsatz, den das oldenburger Land zu der Auswanderung stellte. Die Bevölkerung war dünn, die sozialen Verhältnisse nicht ungünstig, die Industrie im Aufblühen begriffen. Aber die Mode that das ihre. Im Münsterlande beförderten zudem die ungünstigen Steuerverhältnisse die Auswanderung.

Ueber den Umfang der Auswanderung, soweit das oldenburger Land dabei in Betracht kommt, geben die nachstehenden Zahlen am besten Aufschluß. Es wanderten aus: Vom 1. Juli 1843 bis 1. Juli 1846 3314 Personen; vom 1. Juli 1846 bis 1. Juli 1850 2773 Personen. Das giebt für den ersten Zeitraum einen Durchschnitt von 1104 Personen, für den zweiten einen solchen von 792. Es ist also eine Abnahme der Auswanderung zu verzeichnen.

Die meisten Auswanderer, etwa zwei Drittel, kamen aus den Kreisen Bockta und Cloppenburg. Besonders stark war die Auswanderung aus dem Amte Damme: in den Jahren von 1830 bis 1850, also in 21 Jahren, verließen 3489 Personen die Heimat. Das ergiebt für das Jahr einen Durchschnitt von 166.

Der Personenverkehr auf der Unterweser wurde durch Dampfschiffe besorgt. Die Weser wurde im Beginn der 40er Jahre bereits mit drei Dampfschiffen befahren. Die drei Dampfer waren „Roland“, „Bremen“ und „Telegraph“. Einer von ihnen fuhr täglich hinauf und hinunter. Eine Dampfschiffahrt auf der Hunte wurde von vielen lebhaft gewünscht, von anderen für unmöglich gehalten, da die Hunte zu schmal sei und zu viele Krümmungen habe. Die Zweifler aber sollten bald bekehrt werden. Es war am 16. Oktober 1844, als zum größten Erstaunen der Oldenburger ein Dampfschiff auf der Hunte erschien und am Stau anlegte. Es war der „Michael Orban“, ein belgisches Schiff, das von Lüttich aus nach Bremen und von dort nach Oldenburg gekommen war. Einmal wollte man den Beweis führen, daß die Hunte für Dampfschiffe fahrbar sei, dann aber auch hoffte der Eigentümer, das Dampfboot womöglich in Oldenburg verkaufen zu können.

Diese Hoffnung aber schlug fehl, wenngleich es in Oldenburg an Interesse für den fremden Gast nicht fehlte. Es fand sich rasch eine Gesellschaft zusammen, die anderen Tags mit dem „Michael Urban“ nach Brake fahren wollte. Aber der „Michael Urban“ hatte mittlerweile die Tücken des Fahrwassers der Hunte kennen gelernt. Nur mit großer Mühe gelang es ihm, zu wenden, und da sich mittlerweile ein ziemlich heftiger Wind erhoben hatte, so befürchtete der Kapitän, das Schiff möge dadurch beständig gegen das linke Ufer getrieben und womöglich beschädigt werden. Die Folge davon war, daß aus der beabsichtigten Fahrt nach Brake nichts wurde. Am 18. Oktober dampfte der „Michael Urban“ wieder ab. Der bremer Kaufmann Wilke kaufte das Schiff und stellte es in die Fahrt Brake-Bremen ein.

Bald aber sollte sich der Wunsch der Oldenburger erfüllen. Auch sie erhielten Anschluß an die Dampfschiffahrt auf der Unterweser.

Am 20. November, morgens 8 Uhr, trat der Dampfer „Oldenburg“ seine erste Fahrt an. Aber es zeigte sich bald, daß die zahlreichen Krümmungen der Hunte einen regelmäßigen Dampfschiff-Verkehr außerordentlich erschwerten, wenn nicht gar unmöglich machten. Blankenburg wurde glücklich passiert, am „Moorriemer Wall“ aber drückte der heftige Wind das Schiff so stark an das Ufer, daß das linke Schaufelrad beschädigt wurde. Es blieb nichts anderes übrig, als das Rad auseinander zu nehmen und die verbogenen Teile desselben nach Oldenburg in die Schmiede zu bringen. Die späteren Fahrten verliefen günstiger, wenngleich von regelmäßiger Fahrt keine Rede sein konnte. Der Verkehr wuchs jedoch fortgesetzt, und in 19 Fahrten wurden 1089 Passagiere befördert.

Die Berichte über die weiteren Fahrten des Dampfers wirken außerordentlich erheiternd. Bald schaffte man die Passagiere zu Wagen nach Blankenburg, damit sie erst dort das Schiff bestiegen, das unfähig war, bei dem geringen Wasserstande mit voller Ladung die zahlreichen Untiefen der Hunte zu passieren. Bald mußten die Passagiere unterwegs aussteigen, um das Schiff zu entlasten,

oder sie mußten auf dem Verdeck einen Dauerlauf machen, um durch die Erschütterung das auf Grund geratene Dampfschiff wieder flott zu machen. An einer Strompolizei fehlte es fast gänzlich, und nur dem geringen Schiffsverkehr auf der Hunte ist es zuzuschreiben, daß kein ernsterer Unfall zu verzeichnen war. Daß unter diesen Umständen von einem Innehalten der Fahrzeiten keine Rede sein konnte, ist selbstverständlich. Die Weser-Dampfschiffe nahmen denn auch auf den Dampfer „Oldenburg“ die denkbar geringste Rücksicht, und es kam vor, daß sie angesichts des in der Huntemündung bereits sichtbaren oldenburger Dampfschiffes ruhig die Weiterreise antraten. Das Geschlecht jener Tage aber war so wenig verwöhnt, daß es die neue Verbindung als einen großen Fortschritt begrüßte. Welcher Art dieser Fortschritt war, beweist unter anderem der mehrfach angepriesene neue Reisetweg von Oldenburg nach Hamburg. Man fuhr mit dem Dampfschiff über Elsfleth nach Bremerhaven, von da mit der Post nach Cuxhaven und setzte die Reise zu Schiff fort. Ein Gutes aber hat die wechselvolle Dampfschiffahrt auf der Hunte doch gehabt: Man erkannte das Unleidliche der zahlreichen Krümmungen und Untiefen und nahm verschiedene Begradigungen vor. —

Werfen wir nunmehr noch einen Blick auf die oldenburgische Nordseeinsel Wangerooge. Ein äußerst reges Leben entfaltet sich hier seit den 30er Jahren.*) Der Großherzog ließ es an Fürsorge nicht fehlen. Im Jahre 1830 wurde ein neuer Leuchtturm gebaut. Im Jahre 1832 legte der Kaufmann Kenken aus Oldenburg die Saline an; hierbei und bei dem Bau des Gradierwerkes (1843) standen ihm der Großherzog wie auch Prinz Peter durch Hergabe größerer Geldmittel fördernd und helfend zur Seite. Aber ihr Vertrauen wurde schlecht gelohnt; der Unternehmer hatte falsch spekuliert und die angewendeten Gelder rentierten sich nicht. Schließlich fallierte Kenken, und der Großherzog wie auch Prinz Peter verloren größere

*) Das Folgende ist bearbeitet nach: „Die Insel Wangerooge, nach ihrem früheren und gegenwärtigen Zustande Eine Schilderung von Th. Schmedes.“ (Manuskript der großh. Bibliothek).

Summen. Nunmehr erstand Prinz Peter die Saline und verpachtete sie an eine Gesellschaft oldenburger Kaufleute. Aber auch diese hatten kein Glück damit. Der Gewinn entsprach nicht den Erwartungen, und schließlich (1848) verkaufte der Prinz die ganze Anlage für den geringen Preis von 6000 Thalern an den Kaufmann Carstens. Die Saline wurde wieder in Betrieb gesetzt. Mittlerweile aber hatte Oldenburg das Salzmonopol eingeführt. Da es größere Mengen Salz aus Hannover bezog, dessen Salz billiger herzustellen war und auch von den Hausfrauen bevorzugt wurde, so konnte die Saline nicht so viel Salz herstellen, als dies unter günstigeren Verhältnissen der Fall gewesen sein würde, und der Gewinn war ein sehr mäßiger.

Im Süden der Insel hatte ein holländischer Unternehmer eine Austerbank gepachtet. Alljährlich im Hochsommer kam sein Schiff von Delfzyl, die Austerbank neu zu besäen; im Herbst erschien es abermals, die Ernte einzuheimsen. Statt der Pachtsumme hatte der Unternehmer jährlich 3000 Austern zu liefern.

Eine bedeutende Förderung erfuhr die Insel durch die Hebung ihres Seebades. Schon seit dem Jahre 1829 war Wangerooge ein „fürstliches Etablissement“. Der Großherzog hatte die ganze Anstalt, die Hotels und die hohe Tafel übernommen. Von den zwei Logierhäusern hatte das eine 45, das andere 11 Zimmer. Außerdem waren mehrere Salons vorhanden, in denen die Badegäste, deren Zahl in günstigen Jahren sich auf 800 belief, sich zum Essen, zu Konzerten und Bällen vereinigten.

Als Badekommissar war der Geh. Hofrat Westing angestellt. Er trat aber gegen seine energische Frau, welche die Leitung der Geschäfte völlig an sich gerissen hatte, gänzlich zurück. Die „Frau Hofrätin“ leitete das Ganze, und die Badegäste waren mit der Geschäftsführung der originellen Frau sehr zufrieden. Sie empfing die Badegäste, die in dem wackeligen Staatswagen vom Fährschiffe oder von den Dampfbooten aus anlangten, mit einer tiefen Verbeugung. Sie sorgte dafür, daß die Flagge mit der Aufschrift „Willkommen!“ rechtzeitig hochgezogen wurde, und daß die acht Musikanten nicht fehlten, den Ankommen-



den den Willkommensgruß entgegenzuschmettern. In ihrem Gefolge erblickte man außer den Kellnern noch eine größere Zahl von Insulanerinnen, denn die Frau Hofrätin, die alle guten und schlechten Eigenschaften eines Hotelbesizers in sich vereinigte, hatte nicht nur die Zimmer ihres Hotels, sondern auch die der Insulaner zu vergeben, und wo sie einmal entschieden hatte, da war jede Berufung, wenn nicht nutzlos, so doch nicht ungefährlich.

Wer sich aber durch ihr Auftreten etwa verletzt fühlen sollte, der wurde wieder besänftigt, wenn er die Erzeugnisse der „Wangerooger Küche“ gekostet hatte. Die Rezepte der Frau Hofrätin waren mustergiltig. Damit der Koch sich keine eigenmächtigen Abweichungen erlauben konnte, hatte sie ein Kochbuch zusammengestellt, welches unter dem Titel „Die Wangerooger Küche“ im Druck erschienen ist und sich trefflich bewährt hat.

Bei Tische führte sie den Vorsitz. Sie eröffnete die Tafel und hob sie auf. Wenn sie das Zeichen zum Aufbruch gegeben hatte, dann erhoben sich willig alle Gäste und folgten ihr zum Pavillon im Parke, wo der Kaffee eingenommen wurde.

An Abwechslung und Vergnügungen fehlte es nicht, und der Badearzt Dr. Chemnitz, der wohl wußte, welcher günstigen Einfluß heitere Geselligkeit auf das Wohl der Badegäste auszuüben vermag, legte keine Einsprache ein. Dreimal in der Woche fanden im großen Saale Festlichkeiten statt. Künstlerisch begabte Mitglieder der Gesellschaft trugen nach Kräften zur Erheiterung bei. Der Frau Hofrätin aber war es ein Vergnügen, überall neue Bekanntschaften herbeizuführen.

Wenn die beiden Glocken geläutet wurden, und es war nicht gerade Badens- und Essenszeit, so wußten die Badegäste, daß die Frau Hofrätin wieder eine neue Ueberraschung für die Gesellschaft bereit hatte; dann galt es, eine Wallfahrt in die Dünen zu machen, oder das Meerleuchten zu bewundern, oder aber sich an einer jener Illuminationen zu erfreuen, die an schönen Sommerabenden vor dem Pavillon veranstaltet wurden, wo in dem Gesträuch oder an ausgespannten Seilen buntfarbige Lampions hingen. Recht eigenartig war das Feuerwerk,

das von Zeit zu Zeit abgebrannt wurde. Wohl fehlten oftmals die Raketen und Feuerräder nicht; in der Regel aber bestand es aus dem Abbrennen eines Hausens alter Körbe, in deren Knistern sich der Knall eines Böllers mischte, der von einem der Getreuen der Frau Hofrätin bedient wurde.

Wer das Bedürfnis nach Lektüre hatte, dem stand eine Bibliothek zur Verfügung, die aus etwa 80 Bänden bestand. Als Bibliothekar war der Lehrer thätig, der auch die Badekarten verkaufte und — die Esel verlieh, auf deren geduldigen Rücken die Badegäste den Weg in die Dünen zurücklegten.

Die Sturmflut von 1854, die das alte Dorf zerstörte und den Strand erniedrigte, bereitete dem eigenartigen BADELEBEN auf WANGEROOGE ein Ende. Die „Frau Hofrätin“ aber ist noch immer unvergessen.

6. Das litterarische und künstlerische Oldenburg in den 30er und 40er Jahren.

Unter den Oldenburgern, die dem Kreise angehörten, dessen Mittelpunkt G. A. von Halem gewesen war, erreichte der Hofrat von Halem, der Bibliothekar, das höchste Alter. Er starb am 5. Juni 1839. Eine oldenburgische Zeitschrift jener Tage rief dem 80jährigen nach: „Oldenburg verliert in ihm einen Mann, der gleich ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit wie durch Humanität, unter seinen Zeitgenossen stets die edelsten seines Volkes zu seinen Freunden und Verehrern zählte.“ Auch Th. von Kobbe widmete ihm in seinen „Humoristischen Blättern“ warme Worte und teilte aus dem Nachlasse von Halem's eine Reihe von Gedichten mit, die von einer zwar nicht großen, aber doch ansprechenden poetischen Begabung Zeugnis geben.

Sein Nachfolger in der Verwaltung des Bibliothekariats war Christian Friedrich Strackerjan. In den Jahren seit der Vertreibung der Franzosen hatte Strackerjan zunächst im Dienste des Herzogs Peter die Verwaltung des Amtes Barel geleitet, war dann Mitglied der Barel'schen Verwaltungsbehörde gewesen und endlich 1818 als Amtmann nach Zeever gekommen. 1828 war er Oberamtmann



geworden. 1832 kam er als Gehilfe des alternden von Halem nach Oldenburg.

Der Name Strackerjan hat im oldenburger Lande einen guten Klang. Die Neigung Strackerjans, sich mit Erforschung und Darstellung der oldenburgischen Vergangenheit zu beschäftigen, seine Vorliebe für alles Heimatische, haben sich auf seine Söhne übertragen, und Oldenburg verdankt mehreren Mitgliedern dieser Familie wertvolle Beiträge zur Kenntnis seiner Geschichte, seiner Sprache und Eigenart.

Christian Friedrich Strackerjan hat sich auch als Dichter versucht. Von seinen Jugendliedern haben sich einzelne längere Zeit in Kommerzbüchern gehalten. Einen Band Novellen veröffentlichte er unter dem Namen Friedrich Stillleben. Der Schwerpunkt seiner Bedeutung aber liegt in seinen geschichtlichen Arbeiten und in seiner Thätigkeit als Herausgeber von Zeitschriften. Man geht wohl nicht fehl, wenn man Strackerjan als unter dem Einflusse G. A. von Halem's stehend ansieht. Wie dieser, so erforschte auch er die oldenburgische Geschichte; wie Halem, so hatte auch Strackerjan ausgesprochene Neigung, durch Zeitschriften mit jüngeren litterarischen Kräften und mit dem großen Publikum in Verkehr zu treten.

Als Gehilfe von Halem's redigierte er seit 1834 den Staatskalender, die „Oldenburgischen Blätter“ und die „Oldenburgische Zeitung“. Als das Ministerium 1845 den Staatskalender übernahm und seine Hand von der „Oldenburgischen Zeitung“ sowohl wie auch von den „Oldenburgischen Blättern“ abzog, da übernahm Strackerjan kurzer Hand beide Blätter. Er übertrug den Verlag der „Zeitung“ der Firma Gerhard Stalling und den der „Oldenburgischen Blätter“ der Schulzischen Buchhandlung. Der Blick eines gewiegten Geschäftsmannes fehlte ihm also nicht. Die Redaktion beider Zeitschriften führte er nach wie vor fort. Damit nicht genug, gründete er zwei neue Zeitschriften, die „Lesefrüchte“ und die „Mitteilungen aus Oldenburg über das Theater und andere Gegenstände der Unterhaltung“. Das erstere Blatt erschien von 1836 bis 1842 bei Gerhard Stalling. Es bringt zum größten Teile Auszüge aus Büchern und Zeitschriften; doch fehlen

auch selbständige Arbeiten nicht, namentlich Dichtungen, die ihren Stoff der heimischen Sage und Geschichte entnehmen („Die Magd aus dem Wildenloh“, „Die steinerne Braut“ u.).

Weit bedeutsamer und von dauerndem Werte sind die „Mitteilungen“, die von 1835 an im Verlage der Schulze'schen Buchhandlung erschienen. Schon seit dem 30. September 1834 hätte die Oldenburgische Zeitung wöchentlich ein Beiblatt gebracht und darin die in der vorhergehenden Woche aufgeführten Bühnendichtungen besprochen. (Das erste in Oldenburg rezensierte Bühnenwerk ist Angelys Lustspiel: „Von Sieben die Häßlichste.“) Da das Beiblatt nicht die erhoffte Aufnahme fand, so hörte es mit Schluß des Jahres zu bestehen auf.

Das Studium der „Mitteilungen“ ist für jeden unerlässlich, der sich ein Bild von dem regen künstlerischen und litterarischen Leben Oldenburgs in den denkwürdigen 30er und 40er Jahren machen will. Hier stellten sich Th. Rütther, Joseph Mendelssohn, Heinr. Lambrecht, Kölsche u. als Dichter vor, hier brachten Ungenannte schüchtern die Proben ihrer Kunst. Hier findet man in zahlreichen historischen Novellen aus Oldenburgs Vergangenheit (Graf Christoph von Oldenburg, Sophie Toltenius, Hahn, der letzte Häuptling von Stadtland u.) den Beweis für den großen Einfluß, den Walter Scott damals auch bei uns ausübte, und hier erschienen endlich die ersten der glänzenden Kritiken von Adolf Stahr. — Daneben redigierte Strackerjan noch (seit 1840) den „Gesellschafter“.

Hand in Hand damit gingen seine historischen Studien. Er veröffentlichte „Beiträge zur Geschichte der Stadt Zever“ (1836), „Beiträge zur Geschichte des Großherzogtums Oldenburg“ (1837), „Geschichte der Buchdruckerkunst im Herzogtum Oldenburg und der Herrschaft Zever“ (1840) u. Nimmt man nun noch hinzu, daß er mehrere Sammlungen oldenburgischer Gesetze veröffentlichte, daß er die von dem jüngeren v. Halem fortgeführte Biographie G. A. von Halem's herausgab und sie mit einem sorgfältigen Nachweise aller Schriften dieses Dichters versah, daß er ferner außer seiner amtlichen Thätigkeit noch die

Geschäfte eines Censors wahrnahm und erster Sekretär der „Landwirtschaftsgesellschaft“ war, so muß man staunen über die Arbeitskraft dieses verdienten Mannes. Christian Friedrich Strackerjan starb an der Brustwassersucht am 20. Januar 1848. (Er wohnte Stau 12; jetzt Rudolf Leseber. Sein Grab befindet sich auf dem Gertrudenskirchhofe, in unmittelbarer Nähe des Kriegerdenkmals.) Von seinen ungedruckten Arbeiten ist hervorzuheben sein „Oldenburgisches Gelehrten-Lexikon“.*)

Strackerjan erlebte als Herausgeber vieler Zeitschriften mancherlei Anfeindungen. Es wurde behauptet, es sei der Entwicklung des geistigen Lebens hinderlich, daß so viele Zeitschriften in einer Hand lägen. Dieser Vorwurf muß als unbegründet zurückgewiesen werden. Die Stellungnahme mancher jüngerer Schriftsteller hatte einen anderen Grund: Strackerjan war ein Anhänger des alten patriarchalischen Regiments und den liberalen Ideen nicht eben hold. Das merkt man aus seinen gelegentlichen Auslassungen über „Volksouveränität“ und aus seiner Besprechung der „Vaterländischen Gedichte“ von R. A. Mayer, deren politische Zuspitzung ihm nicht behagte.

Der Führer der liberalen Dichter und Schriftsteller des damaligen Oldenburg war Adolf Stahr, der sich mit seinen Freunden zu dem litterarisch-geselligen Vereine zusammenschloß, der noch heute besteht. In den „Neuen Blättern für Stadt und Land“ fanden diese Männer ihr Organ. Mancherlei Umstände wirkten zusammen, um eine litterarische Blütezeit in Oldenburg herbeizuführen. Aus verschiedenen Teilen Deutschlands fanden sich dichterisch und schriftstellerisch begabte Männer in der kleinen Residenz an der Hunte zusammen, einheimische Kräfte kamen hinzu, ein Hoftheater gelangte rasch zur Blüte, und an der Spitze des Landes stand ein Fürst, der ein warmer Freund der Kunst war und das freie Wort nicht unnötig einschränkte.

Es liegt nahe, einen Vergleich zwischen dem litterarischen Oldenburg der 40er Jahre und dem zur Zeit

*) Dasselbe befindet sich auf der großh. öffentlichen Bibliothek. Es ist lebhaft zu bedauern, daß zur Vervollständigung desselben und zu seiner Drucklegung die Mittel fehlen.

Halens zu ziehen. Man ist geneigt, den 40er Jahren den Vorzug zu geben. Wenn man aber bedenkt, daß die bedeutendsten Männer dieses Kreises, die eigentlichen Führer, keine Oldenburger von Geburt waren, wengleich viele von ihnen in Oldenburg eine zweite Heimat gefunden hatten, so wird man der Zeit von Halens den Vorzug geben. Das litterarische und künstlerische Leben der 40er Jahre zu betrachten, ist außerordentlich interessant. Nur wenige Namen aus jenen Tagen sind noch weiteren Kreisen bekannt. Von ihren einst gefeierten litterarischen Werken aber wissen selbst sorgfältiger gearbeitete Litteraturgeschichten oft nichts zu sagen, und immer aufs neue kommt man zu der Ueberzeugung, daß es nicht immer der Wert seiner Arbeit ist, der einen Dichter oder Schriftsteller vor dem Veressenwerden schützt.

Als Adolf Stahr Ostern 1836 sein Amt als Konrektor und Professor am Gymnasium in Oldenburg antrat, war er nahezu 31 Jahre alt. Geboren zu Wallmow bei Prenzlau in der Ufermark (22. Oktober 1805) als Sohn eines Predigers, hatte er in Halle Philologie studiert und war von 1826—36 am dortigen Pädagogium thätig gewesen, zuerst als Hilfslehrer, dann als ordentlicher Lehrer. Er hatte sich durch seine Schriften über Aristoteles in der gelehrten Welt bereits einen Namen gemacht und war einer der Begründer der „Deutschen Jahrbücher“ gewesen. Anfangs fühlte er sich in Oldenburg wenig behaglich. Das wechselvolle Klima Oldenburgs sagte seiner ohnehin nicht festen Gesundheit nicht zu. Die Stadt selbst hatte wenig Angenehmes, und der tägliche Schulweg von der Achternstraße (Stahr wohnte Nr. 5) nach dem Gymnasium an der Mühlenstraße bot auch nicht gerade viele erhebende und erfrischende Eindrücke. Das Verhältnis zum Rektor Greverus war nicht immer ungetrübt. Der Oldenburger und der Preuße standen einander gegenüber. Greverus war jovial und räumte den Schülern seiner Anstalt möglichst viele Freiheiten ein. Er kehrte sowohl den Lehrern als den Gymnasiasten gegenüber möglichst wenig den Vorgesetzten heraus. Stahr war anderer Meinung. Er trat für die preußischen Ordnungen ein, und an Vergernis fehlte es nicht. Dazu mußte er die Erfahrung machen, daß die

liberalen Ideen, als deren Vorkämpfer er sich betrachtete, in Oldenburg noch wenig Boden erobert hatten. Noch im Jahre 1842 urtheilte er: „Nur in leisen Wellen schlägt der Sturm des Kampfes, in welchem jetzt die Geister auf dem Meere der Gegenwart entbrannt sind, an unsere Grenzen. Uns blieb die friedliche Rolle aufmerkamer Betrachter und Beobachter jener Kämpfe, in denen an so vielen Orten unseres gemeinsamen Vaterlandes die Geister aufeinander stoßen.“ Nimmt man nun noch hinzu, daß ihm sein häusliches Leben — er hatte sich ein Jahr vor seiner Anstellung in Oldenburg mit der Tochter eines Seminardirektors verheiratet — nicht die Anregung geboten zu haben scheint, die er erwartet haben möchte, so kann man sein Unbehagen verstehen. Er fand indeß bald Gesinnungsgenossen, die zudem seine geistige Ueberlegenheit willig anerkannten. Mit ihnen zusammen gründete er am 21. Oktober 1839 den litterarisch-geselligen Verein. (Von den Mitgliedern, deren Namen der erste Jahresbericht aufführt, lebt zur Zeit noch einer, der Geheimrath Obermedizinalrath Dr. Goldschmidt, geboren am 28. März 1806.) Sein Ansehen stieg rasch, und er nahm bald eine dominierende Stellung ein. In Oldenburg entfaltete Stahr eine äußerst rege litterarische Thätigkeit. Hier schrieb er sein Buch über Merck (1840), ferner „Zur Charakteristik Zimmermanns“ (1842), „Shakespeare und Deutschland“ (1843) u. Eine Handschrift von Goethes „Iphigenie“ in Prosa, die sich auf der oldenburgischen Bibliothek befindet, wohin sie vielleicht durch den Grafen Stolberg gekommen ist, wurde von ihm herausgegeben und machte in der gelehrten Welt einiges Aufsehen.

Daneben war er ein fleißiger Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften, sowohl oldenburgischer als nichtoldenburgischer. Ob nun in Oldenburg ein Jubiläum des Fürstenhauses gefeiert wurde, ob ein fürstlicher Besuch die kleine Residenz in Aufregung brachte, ob eine irgendwie bedeutende Persönlichkeit starb, ob es sich gelegentlich um die Mäßigkeitsvereine handelte, oder ob das gespannte Verhältniß zwischen den strenggläubigen und den freisinnigen Geistlichen der Nachbarstadt Bremen das Interesse auch Oldenburgs herausforderte, immer war er auf dem

Plane. Auf dem Titelblatte der „Neuen Blätter“ zeichnete er ein Jahr lang als einer der Redakteure, und auch an der Redaktion der „Humoristischen Blätter“ hatte er zeitweilig Anteil. Man würde ihn am Ende des Jahrhunderts am treffendsten als einen „geborenen Journalisten“ bezeichnen.

Seine Darstellung ist immer edel, schwungvoll und anschaulich. Man traut ihm unwillkürlich auch große dichterische Begabung zu und ist dann bei der Lektüre seiner Dichtungen erstaunt, sich getäuscht zu finden. Ueber seine Stellung zum Theater wird an anderer Stelle zu sprechen sein.

Eine so umfassende schriftstellerische Thätigkeit, wie Adolf Stahr sie neben seiner anstrengenden Schularbeit ausübte, mußte auf seinen ohnehin nicht günstigen Gesundheitszustand einen verderblichen Einfluß ausüben. Schwer nervenleidend, dazu von einem Halsleiden geplagt, mußte er Urlaub nehmen. Im Jahre 1845 trat er eine Reise nach Italien an. Die Frucht dieser Reise ist das bekannte schöne Buch „Ein Jahr in Italien“ (1847—50). Stahrs „Ein Jahr in Italien“ hat man verglichen mit Goethes „Italienischer Reise“ und diese als sein Vorbild hingestellt. Es ist selbstverständlich, daß jedem, der über Italien schreibt, das Werk Goethes als Vorbild vorschwebt. So ging es auch Adolf Stahr; sein Reisetagebuch aber ist so selbständig und hat so große Vorzüge, daß es noch jetzt als bewährter und anregender Führer gilt.

Der Aufenthalt in Italien und namentlich in Rom übte einen wohlthätigen Einfluß auf Adolf Stahr aus. Er freute sich der Ruhe, der „befriedeten Weltanschauung, welche sich hier so großer Vergangenheit gegenüber befriedigend über die Seele breitet“. Aber wenn er gehofft hatte, hier dauernd Ruhe seiner Seele zu finden, so sollte er sich getäuscht haben. Die nächsten Jahre brachten ihm seelische Aufregungen und Qualen mancher Art. In Italien lernte er die Frau kennen, die seine zweite Gattin werden sollte, nachdem er das Band, das ihn lange Jahre an seine erste Frau gefesselt hatte, getrennt hatte, Fanny Lewald. Das Verhältnis zu ihr verdient an dieser Stelle eine eingehende Darstellung.

Ueber die erste Begegnung Stahr's mit seiner späteren zweiten Frau hat Fanny Lewald selbst in ihren „Lebenserinnerungen“ berichtet. Sie hat diesen Teil ihrer Erinnerungen zwar erst 20 Jahre später aufgeschrieben, sagt aber selbst, sie könne sich die Eindrücke, welche sie damals in Italien empfangen, mit einer solchen Deutlichkeit in das Gedächtnis zurückrufen, daß sie alle die Lust und Wonne in der That noch einmal zu erleben meine. Da nun auch Adolf Stahr ihren Aufzeichnungen seinen vollen Beifall gespendet hat, so sind jene Lebenserinnerungen eine vollgiltige Urkunde für ihre Beziehungen zu Stahr. Nur eins bleibt zu bedauern, daß sich die Familie nicht entschließen kann, das ganze Manuskript: „Neues Leben, Neues Lieben, Das Buch Adolf“, von dem erst kürzlich (1897) ein Teil veröffentlicht worden ist, den Freunden der deutschen Litteratur zugänglich zu machen.

Die Königsberger Patriziertochter Fanny Lewald stand in ihrem 34. Jahre. Sie wurde zuerst durch Fräulein Adele Schopenhauer auf den Oldenburger Professor aufmerksam gemacht: „Suchen Sie ihn kennen zu lernen! Er ist ein Mann von Distinktion! Er ist körperlich und wohl auch geistig, oder nennen Sie's gemüthlich, leidend.“ Als sie von ihrem Besuche bei Fräulein Schopenhauer heimkehrte, traf sie mit dem jungen Landschaftsmaler Julius Hellst zusammen, der in Ariccia lange mit Stahr zusammengelebt hatte und ganz anders urtheilte: „Obchon Professor Stahr recht krank zu sein scheint, so waren er und Elisabeth Baumann doch eigentlich die Seele von allem, was in Ariccia geschah und vorgenommen wurde. — Seine Halskrankheit und Nervenschwäche machen ihn besorgt und verstimmen ihn gelegentlich, indes war er doch meistens munter wie wir alle.“

An einem der Empfangsabende von Frau Mertens im Palazzo Poli, den ausgezeichnete Fremde und Künstler aller Nationen zu besuchen pflegten, wurde ihr der oldenburgische Professor zum ersten Male vorgestellt. Sie weiß seine geistreiche Unterhaltung nicht genug zu loben und giebt uns ein anschauliches Bild seiner äußeren Erscheinung: „Er war über die mittlere Größe und, ohne dasjenige zu sein, was man einen schönen Mann nennt, doch eine sehr

anziehende Erscheinung. Was mir zuerst an ihm auffiel, war seine große Aehnlichkeit mit dem Tizianischen Christuskopfe in Dresden und mehr noch die mit dem Studienkopfe zu diesem Christus, den ich eben erst in Schnaases Begleitung in Florenz studiert hatte. Stahrs kränkliche Farbe und der Ausdruck von Schwerkraft in seinen Zügen erhöhten diese Aehnlichkeit. Das Profil war edel, die Form des schmalen Kopfes, das Oval des von einem weichen, schwarzen Vollbart umschlossenen Gesichtes waren sehr fein, die dunklen Augen belebt und ausdrucksvoll, und die von dunklen, schlichten Haaren eingerahmte Stirn hatte etwas so Geistreiches, daß man augenblicklich fühlte, dieses sei kein Alltagsmensch. Er war gut gewachsen, hielt sich gut, bewegte sich leicht, aber obschon er sorgfältig gekleidet war, sah man ihm in dieser Gesellschaft von Weltleuten und Künstlern damals doch den Kleinstädter und auch den deutschen Gelehrten an. Sein Frack hatte nicht den rechten Schnitt, seine Kravatte war nicht modisch, er hatte keine Handschuhe an und keinen Hut in der Hand; die Handschuhe hielt er immer in der Hand, aber er hatte sehr feine und doch markige Hände und bewegte sie mit edler Lebendigkeit. Er gestiel mir gut, ich fand ihn anziehend, weil er offenbar nicht wie alle die anderen war und dies selber nicht zu bemerken schien.“

Einige Tage später trafen sich die beiden in dem Atelier der Malerin Elisabeth Baumann, wo Fanny Lewald in Vertretung einer ausgebliebenen Römerin Modell stand. Sie machte in ihrer Verkleidung mit dem weißen Kopfstuche und dem zurückgesteckten weißen Halstuche entschieden Eindruck auf Stahr, der ihr gestand, ihr Kopf sei ihm schon früher auf einem Spaziergange aufgefallen. Er hatte übrigens die Malerin aufgesucht, um sie zu bitten, ein Bild seiner Frau, eine Bleistiftskizze, zu fixieren. Er hatte dies Bild mit einem Bäckchen seines jüngsten Kindes am selben Tage erst aus Oldenburg erhalten. Er zeigte den beiden Damen das Bild seiner Frau, „die unter einer großen Haube gutmütig vor sich hinsah“. Das Verhältnis zu ihr war damals offenbar ein sehr gutes. Er sprach sehr herzlich von den Seinen daheim und las trotz seiner Halbschmerzen „mit unverkennbarem Vergnügen“ Teile des

Briefes vor. Der Brief enthielt fast ausschließlich Nachrichten von dem „Kleinram des Haushalts“. Daraus wird man der Frau Professor schwerlich einen Vorwurf machen können. Fanny Lewald aber hatte „einen sonderbaren Eindruck davon“. Nachdem sie ihn auf Veranlassung der Malerin eingeladen hatte, zu ihr zu kommen, wenn es ihm irgend passend sei, wo sie dann nach besten Kräften für ihn sorgen werde, schied der Professor. Fanny Lewald sprach es ihrer Freundin gegenüber offen aus, daß sie sich einen Mann wie Professor Stahr gar nicht als Familienvater vorstellen könne. „Vollends auf dem Hintergrunde einer Existenz, wie der Brief ihn vor unseren Augen entrollt hatte, erschien er nicht an seinem Platze.“ Die Freundin aber gab ihr die Antwort: „Er liebt seine Frau, spricht viel von ihr, sehnt sich nach ihr, und wir haben es ja eben erst erlebt, wie ihn der Brief gefreut hat. Sie sind schon lange verheiratet, und er hat eine Menge und schon große Kinder.“

Nach diesem Zusammentreffen verging eine geraume Zeit, bevor Fanny Lewald wieder mit Stahr zusammentraf. Es war am Weihnachtstage, als die rasche Königsbergerin von dem Maler Gurlitt hörte, Stahr sei seit 8 Tagen erkältet und liege mit entzündeten Augen im Bette; niemand habe sich am Weihnachtsabend um ihn gekümmert. Da schickte sie ihre Aufwärterin mit einem Teller voll Zuckerwerk und Früchten zu ihm und legte einen Zettel bei, auf dem die Worte standen: „Fanny Lewald möchte gern wissen, wie es dem kranken Freunde geht und sendet ihm mit den eigenen herzlichen Wünschen einen Gruß von ihrem Weihnachtsmann. Rom, am ersten Weihnachtstage 1845“. Daß dies Geschenk den kranken Mann erfreute, ist begreiflich, und daß Stahr nach seiner Wiederherstellung Fanny Lewald einen Besuch machte, ist selbstverständlich.

Dieser Besuch fand am dritten Weihnachtstage statt. Stahr war dabei wenig rücksichtsvoll gegen Fanny Lewald. Er gestand ihr offen, daß er ihren Roman „Jenny“ nicht gelesen habe, weil er auf dem Titelblatte den Namen einer Verfasserin gefunden habe. Es stellte sich aber im Verlaufe des Gesprächs heraus, daß beide über die wichtigsten

Dinge dieselben Ansichten hatten. Er ließ sie indessen fühlen, daß er der Stärkere sei. Aus ihren Gesprächen über deutsche Litteratur ergiebt sich die interessante Thatsache, daß beide Gegner der Poesie Hebbels waren, wohingegen der Standpunkt beider Heine gegenüber ein völlig entgegengesetzter war. Fanny Lewald bewunderte diesen Dichter; für Stahr hingegen war er ein „wüster Geselle“, ein Mann, „dessen verderblicher Einfluß auf den Geschmack und die sittlich-ästhetische Bildung unseres Volkes und unserer Litteratur“ ihm oft geradezu fürchterlich erschien.

Wenn aber Adolf Stahr sich einredete, er habe in den Unterredungen Fanny Lewald das Recht des Stärkeren fühlen lassen, so war er im Irrtum. Nicht er, sondern Fanny Lewald erwies sich als stärker. Sie wußte ihn zu bestimmen, seine ganze Lebensweise zu ändern; sie hatte sowohl auf Stahr wie auf Hettner einen solchen Eindruck gemacht, daß beide sie einluden, künftig an ihren gemeinsamen Wanderungen in die Galerien und Villen teilzunehmen. Die beiden Gelehrten holten Fanny Lewald ab, wobei Stahr in ihrer Wohnung das Frühstück einnahm. Auch abends besuchten sie bisweilen die geistvolle Schriftstellerin und plauderten mit ihr, bevor sie in Gesellschaft ging.

Fanny Lewald sorgte geradezu hausmütterlich für den kranken Professor, und ihr Einfluß war bereits so stark, daß er willig ihren Anordnungen folgte. Wenn weitere Ausflüge gemacht wurden, so nahm sie Orangen, sowie Wasser und Wein mit, damit er etwas genieße, wenn das Trockenwerden des Halses ihn wieder plagte. Sie war anderer Ansicht als die Oldenburger Aerzte, die Stahr seit Jahren auf strenge Diät hingewiesen hatten, und veranlaßte ihn, seinen bisherigen Mahlzeiten noch zwei andere, und zwar solche von kräftiger Nahrung, hinzuzufügen. Sie wußte Stahr, der ein starker Raucher war, vom Genuß der schlechten römischen Cigaren abzuhalten; sie las ihm abends aus deutschen Dichtern vor, um ein lebhaftes Sprechen seinerseits zu verhindern.

Es ist begreiflich, daß dieser mütterlich sorgenden und zudem geistig hervorragenden Frau gegenüber, die Stahr so an sich zu fesseln wußte, daß nach ihren eigenen Worten

die römische Gesellschaft bereits „beide als zusammengehörend“ ansah, das Bild seiner anspruchslosen Gattin daheim allmählich zu verblasen begann.

Fanny Lewald war trotz ihrer 34 Jahre und trotz einiger weißer Haare, die sich schon in ihre Locken stahlen, eine schöne Erscheinung. Es bedarf keines weiteren Kommentars, wenn Fanny Lewald erzählt, Stahr habe ihr auf einem Festabende am Tage der heiligen drei Könige gesagt: „Wahr ist's, Sie sind schön!“ Und bei anderer Gelegenheit: „Ach, Sie sind doch sehr viel jünger, als die Jüngsten!“

Auf den Wunsch Stahrs schrieb sie ihm alle Morgen ein Billet, wofür er als Entschädigung seine Morgencigarre fallen ließ. Täglicher persönlicher und schriftlicher Verkehr brachte die beiden gleichgestimmten Seelen näher und näher. Es ist ein seltsamer Zufall, daß gerade damals ein Roman Fanny Lewalds erschienen war, in dem sie den Gedanken vertritt, daß in gewissen Fällen die Trennung einer Ehe zu einer sittlichen Notwendigkeit werden könne. („Eine Lebensfrage.“) Die geistvollen Frauen der römischen Fremden-Gesellschaft führten zahlreiche Fälle für den sehr begreiflichen Umstand an, daß gerade bedeutende Männer am wenigsten geistiges Hervorragendes ihrer Frauen verlangen. Fanny Lewald aber wollte das nicht auf Stahr angewandt wissen. Sie gesteht: „Unwillkürlich fragte ich mich bisweilen: Wie verständigt sich dieser ungewöhnlich geistreiche, hochgebildete Mann, dem ich nicht ernsthaft genug erscheine, den meine Entwicklung, meine Bildung, mein Erfassen des Menschenlebens nicht tief genug dünken, mit seiner eigenen Frau? Wie ist es zu erklären, daß sie ihn befriedigt, daß er sie liebt?“

Wie sehr übrigens Stahr bereits in ihren Banden lag, das ergiebt sich aus einem Briefe, den er ihr Ende Januar 1846 schrieb: „Beste Freundin! Ich sitze da eben und schreibe an einem „Berichte über den Gesundheitszustand des Professors Stahr“ und seinen „Wiedereintritt in die amtliche Thätigkeit“ an das großherzoglich oldenburgische Konsistorium; ferner an einem Briefe an Se. Königl. Hoheit, meinen allergnädigsten Herrn, welcher eine Schilderung des gedachten Zustandes und die Bitte ent-

hält, über meine Kräfte anderweitig in seinem Dienste zu verfügen. Noch nicht genug: auch der Minister will von mir in dieser Sache angeschrieben sein, und viertens endlich habe ich an den treuesten meiner Freunde, den Obersten Mosle, Generaladjutanten des Großherzogs, in derselben Angelegenheit zu schreiben. Sie werden empfinden, was es für ein stolzes Herz heißt, in eigener Sache zu bitten. Aber nicht wissen können Sie, welche Empfindungen mich durchwühlen bei dem Gedanken, einer mir werthen Lebens-thätigkeit, für die ich Beruf und Talent habe, entsagen und in der Blüte des Lebens mein Leben umbrechen zu müssen. In dieser innersten Dual meiner Seele habe ich Sie heute dreimal aufgesucht, nicht, um Ihnen diese Dinge zu sagen, sondern um an Ihrer durch Güte erquickenden Gegenwart mich zu beruhigen. Kann ich, so komme ich, doch wäre es mir lieber, Sie allein zu wissen. Komme ich nicht — dann auf morgen. Für immer Ihr Kb. St.“

An einem Februarabende hatte Fanny Lewald von einer ihrer Freundinnen den Vorwurf hören müssen, sie zeige eine zu große Vorliebe für die große Welt und zu viel Freiheit. Sie war noch mißgestimmt, als sie später mit Stahr allein am Theetische saß und gab ihm auf seine Frage Aufschluß über die Ursache dieser Mißstimmung. Die nun folgende Scene beschreibt Fanny Lewald folgendermaßen: „Ich hatte mich, während ich das sprach, erhoben, wir standen an dem Tische vor meinem Sofa einander gegenüber. Stahr sah mir mit festem Blick ins Auge, und plötzlich, als komme ihm ein Gedanke, rief er: „Tranchons le mot! War ich auch in diese Sie mit Recht verstimmden Vorwürfe verwickelt?“

Ich erschraf vor seinem finstern Blick, wie vor seinem harten Ton. Aber weil ich selbst von meinem Mißmut litt, hielt ich mich, wie jeder Zornige, für berechtigt, die andern auch zu Mitleidenden zu machen, und kurz und trocken entgegnete ich: „Ja, Sie auch! Sie hielt mir vor, daß ich mit Ihnen so viel allein umherginge, daß Sie alle Tage zu mir kämen.“

„Komme ich denn alle Tage her?“ fragte mich Stahr,

und es zog ein Etwas durch seine Mienen, das mir das Herz klopfen und mich plötzlich erbleichen machte.

„Wissen Sie das nicht?“ gab ich ihm in einer Verwirrung, wie ich sie nie empfunden hatte, zur Antwort.

Er schwieg. Wir standen ein paar Sekunden einander regungslos gegenüber. Dann ergriff Stahr meine Hände.

„Nein!“ sagte er, und seine Stimme bebte. „Nein, ich wußte es nicht!“ Und ehe ich noch einen Gedanken fassen konnte, hatte er mir mit leidenschaftlicher Erregung die Hand geküßt und mich rasch verlassen.“ —

Mit dieser Erzählung schließt das bisher veröffentlichte Bruchstück der Lebenserinnerungen Janny Lewalds. Die Gedichte Stahrs aber geben genügend Aufschluß über die weitere Gestaltung des Verhältnisses der beiden Liebenden. Die Lektüre dieser Gedichte gewährt keinen reinen Genuß. Ganz abgesehen davon, daß ihnen der Naturlaut der Lyrik fehlt, kann man doch bei den Gedichten, die sich mit Janny Lewald beschäftigen, den Gedanken an die Frau Professor daheim in der kleinen norddeutschen Residenz nicht los werden.

Im April 1846 verließ Adolf Stahr Rom. Nach seinen eigenen Worten fühlte er sich einem entthronten Könige gleich. Aber nicht nur die ewige Roma war es, die ihm das Scheiden so schwer machte, es war nicht minder auch Janny Lewald. Sein Abschiedswort lautet:

Sterbend vom Leben zu scheiden, mir dünkt es leicht,
da ich dieses
Scheiden zugleich von Dir, Roma, ertrug und —
von Ihr.

Es ist begreiflich, daß in seinen Gedichten kein Wort der Freude über die baldige Heimkehr laut wird. In Tirol dichtete er die Strophen:

Auf den Bergen liegt der Himmel
Grau und bleiern, unerträglich;
Auf den Herzen liegt mir Deutschland
Drückend, lastend, ganz unsäglich.

Es war wohl nicht allein der Gedanke an die engen Verhältnisse Oldenburgs, der die Freude der Heimkehr nicht aufkommen ließ. Nachdem er sich einige Monate in Paris aufgehalten hatte, kehrte er in sein „nordisches Verließ“

heim. Die Schularbeit konnte er nicht wieder aufnehmen. Um so fleißiger war er als Schriftsteller, und die ersten Früchte seiner italienischen Reise, die ersten Bände seines Werkes „Ein Jahr in Italien“, steigerten noch das Ansehen, dessen er sich bereits in der literarischen Welt erfreute.

Ein sehr interessanter Bericht aus dem Jahre 1848 von Anna Löhn-Siegel, die damals am Oldenburgischen Hoftheater angestellt war, läßt uns einen Blick in die Häuslichkeit Stahrs werfen. Das Bild, das sie von dem Professor entwirft, ist allerdings wesentlich von dem unterschieden, das Fanny Lewald uns gezeichnet hat. Anna Löhn-Siegel sah eben in Stahr den Kritiker, Fanny Lewald den geliebten Mann. Sie sagt: „Eine müde, etwas heifere Stimme tönte mir entgegen, als ich in das Gesellschaftszimmer trat. — Die schwächliche Gestalt saß ein wenig vorgebeugt im Lehnstuhl, das kränklich blaße Gesicht war von einem schwarzen Bart umrahmt, der Schnurrbart bedeckte nicht hinreichend den zahnlosen Mund, aus welchem lehrreiche Worte flossen. Hinter der goldenen Brille blickten ruhig beobachtende Augen hervor, schmale weiße Hände rückten bald an der Brille, bald spielten sie leise auf der Stuhllehne“.

Auch die erste Frau des Professors wird uns vorgestellt: „Ich saß auf dem Sofa, neben des Professors ersten Gattin, einer angenehmen einfachen Frau, die nicht mehr scheinen wollte, als sie war: eine brave Hausfrau, Gattin und Mutter. Gutherzigkeit und Bescheidenheit dominierten in ihrem Wesen und blickten aus ihren braunen Augen. Hübsch waren die Züge nicht, aber es lag in dem Ausdruck der ganzen Persönlichkeit etwas, das Teilnahme erweckte. Sie sprach nicht viel, lauschte andächtig und mit einem schüchternen Ausblick den Drakeln ihres Herrn und Meisters“.

Auf die Bitten der Gesellschaft singt sie einige italienische Volkslieder, die Stahr am Flügel begleitet. „Die Stimme war angenehm, aber dünn, und durch den Vortrag zitterte es wie ein geheimes Wehe.“

Diese letztere Bemerkung läßt auf das schließen, was die Schauspielerin verschweigt: daß das Verhältnis Stahrs



zu Fanny Lewald kein Geheimnis mehr war. Fanny Lewald erschien sogar in Oldenburg. (Sie wohnte in dem Hause Kurwickstraße 35, an dessen Stelle sich jetzt das Restaurant von Bischoff erhebt.) Das Ende der Ehestands-
tragödie war, daß Stahr seine Ehe löste und mit Fanny Lewald eine zweite Ehe schloß, nachdem er zuvor nach Berlin verzogen war. Die oldenburgische Regierung hatte ihn schon 1852 pensioniert. Aus mannigfachen Anzeichen ist zu ersehen, daß sein Vorgehen nicht den Beifall seiner oldenburgischen Freunde gefunden hatte, und daß er nicht ohne Verstimmung aus seinem „nordischen Verließe“ geschieden war.

Es erübrigt noch, seine schriftstellerische Thätigkeit in den letzten Jahren seiner oldenburgischen Zeit kurz darzustellen. Außer seinem italienischen Reisewerke erschienen: „Die Republikaner in Rom“ (1849), (ein Roman, der wohl unter dem Einflusse Fanny Lewalds entstanden ist), ein Werk über die preußische Revolution des Jahres 1848 (1850), „Zwei Monate in Paris“ (1851), und „Weimar und Jena (1852). Das letztere Werk bietet Charakteristiken aus der großen Zeit Weimars, mit der ganzen Lebhaftigkeit und Gestaltungskraft Stahrs geschildert. Alle diese Werke sind in Oldenburg erschienen.

Was seine Ehestandstragödie — von einer solchen spricht auch Fanny Lewald — anbelangt, so kann das letzte Wort darüber noch nicht gesprochen werden, da die vollständigen Aufzeichnungen seiner zweiten Frau leider nicht vorliegen. Seltsam ist es, daß er auch nach Trennung seiner Ehe noch freundschaftliche Beziehungen zu seiner ersten Frau unterhalten hat.

Adolf Stahr hat mit Fanny Lewald in 20jähriger Ehe gelebt. Daß diese Ehe eine sehr glückliche war, daran ist nicht zu zweifeln. Stahr selbst ist der beste Zeuge dafür. In einer Widmung seines italienischen Reisewerkes sagt er:

Du warst des schönsten Jahres Hochgewinn,
Drum geh's zu Dir, der Besten, Liebsten, hin.

Und ein andermal preist er sie:

Von allem, was hienieden
Mein Herz je hat gesucht, —
Vom Baum der Hesperiden
Warst Du die goldene Frucht.

Als sie ihm Weihnachten 1865 die Geschichte ihrer Liebe im Manuskript schenkt, da dankt er ihr mit den Worten:

Unfern Frühling hast Du, Geliebteste, heut' mir erneuert,
Herrlich mit Blüten geschmückt unserer Liebe Gedicht,
Unser seliges Leid, von Dir geschildert, erblüht mir
Heut' in stammender Pracht neu in der Seele empor.
Welch ein Weihnachtsgeschenk! Nie hat ein Liebender jemals
Wohl ein köstlicheres, nimmer ein schöneres empfahn.

Das Leben Adolf Stahrs nach seiner oldenburgischen Zeit kann hier nur kurz geschildert werden. Er war nach wie vor schriftstellerisch sehr thätig, und wenn auch einzelne seiner Werke, wie „Torso, Kunst, Künstler und Kunstwerke“ (1854—55), sowie „Bilder aus dem Altertum“ (1863—67) lebhaften Widerspruch erfuhren, so erkannte man doch das Edle der Auffassung, sowie die Schönheit und Klarheit des Stils willig an. Am bekanntesten ist wohl „Lessing, sein Leben und seine Werke“ (1859), das auch für die Zukunft seinen Platz behaupten wird.

Der Gesundheitszustand Stahrs war auch in den letzten Jahrzehnten seines Lebens sehr schwankend. Unter der Reizbarkeit seines Nervensystems war seine Stimmung oft eine trübe. Fanny Lewald aber verstand es, die trüben Stimmungen von dem geliebten Manne zu bannen.

Adolf Stahr starb am 3. Oktober 1876 zu Wiesbaden und ist auch daselbst begraben. Die deutsche Litteratur wird seinen Namen als den eines überzeugungstreuen, schönheitsbegeisterten Kämpfers in Ehren halten, und auch in Oldenburg, das ihm so manche Förderung seines wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens verdankt, wird der Name Adolf Stahr nicht vergessen werden.

Weit glücklicher begabt als der kritisch veranlagte Stahr war Dr. Karl August Mayer, der von 1839—1851 mit Adolf Stahr zusammen am Gymnasium wirkte. Mayer war ein Sohn der Rheinpfalz, wo er am 8. Juli 1808 als Sohn eines Hüttenwerkverwalters geboren wurde. Er studierte in Heidelberg, Bonn und Berlin, zuerst Eisenhüttenkunde, dann Sprachen, Geschichte und schöne Wissenschaften. Er hielt sich später ein Jahr in Lausanne auf, war zwei Jahre Hofmeister in Neapel und dann als Lehrer in Elberfeld und darauf in Aachen thätig. Von Aachen aus kam er nach Oldenburg.



Das heitere, lebhafteste Naturell der Rheinländer verleugnete sich auch bei Karl August Mayer nicht. Er zeigte es nicht nur im geselligen Verkehr, sondern auch in seinen Dichtungen, die nicht so bekannt geworden sind, wie sie es verdienen. Unter der Verwechslung mit dem Schwaben Carl Mayer, dem Heine so übel mitgespielt hat, hat er zeitlebens schwer zu leiden gehabt. Die größte Fruchtbarkeit als Schriftsteller entfaltete Mayer erst nach seiner Pensionierung. Die schönsten und wertvollsten Gaben seines Talentes aber fallen in die oldenburger Zeit. Hier sind in erster Linie seine „Vaterländischen Gedichte“ zu nennen, die von 1844—51 in sieben Heften erschienen. Während viele seiner Prosaschriften, die in verschiedenen Zeitschriften zerstreut sind, den Beweis liefern, daß ihm das Verständnis für norddeutsche Eigenart und Landschaft fehlt, bietet er in den „Vaterländischen Gedichten“ manche trefflich gelungene Bearbeitung oldenburgischer Sagen, die ihren dauernden Wert behaupten werden. Mehrfach sind Zeitgedichte eingeflochten, in denen Mayer seiner Begeisterung für ein einiges Deutschland Ausdruck giebt. Ein wohlthuender Humor macht sich wiederholt geltend. „Spaß und Späzin“ (Auf dem Dache sitzt der Spaß ic.), das in oldenburgischen Kreisen übrigens auf Adolf Stahr und seine Gattin bezogen wurde, behauptet noch heute seinen Platz unter den humoristischen Dichtungen der deutschen Litteratur. Der Grundton, der durch seine „Vaterländischen Gedichte“ geht, wird festgehalten durch die Worte:

Wir sind ein Baum, der wurzelt
Im oldenburger Land,
Der in dem lieben Boden
Der Heimat Nahrung fand,
Doch seine Zweige ragen
Weit über diesen Strand
Und rauschen froh entgegen
Dir, deutsches Vaterland.

Wiederholt weist er darauf hin: „Wir haben eine Mutter, die wir ehren.“

Die Hand, die der oldenburgische Dorfgräber aus der

Tiefe des Moores ausgegraben hat, ist ihm ein besonderes Zeichen der Zeit:

„Aus ihrem Grabe stieg die Hand empor,
An Thaten uns fürs Vaterland zu mahnen.“

Er fühlt sich augenscheinlich in Oldenburg ganz wohl, „im fernen Zipfel hier von Deutschlands Mütze, allwo man sich am braunen Kohl ergötzt und fabelhafte Würste stopft aus Grütze.“ Seine Lieder an seine Julie zeugen von seinem häuslichen Glücke. Freilich sagt er:

Mein Herz, das sei Dir offenbart,
Gehöret dreien.
Du teilest gerne, nimm' ich sie,
Mit jenen beiden.
O Gattin, Freiheit, Poesie,
Laßt nie uns scheiden!“

Voll stolzer Freude singt er seinem Erstgeborenen ein Lied: „Einem oldenburger Jungen.“ An treuen, geistesverwandten Freunden fehlt es ihm nicht. Ihnen sind einzelne Hefte der „Vaterländischen Gedichte“ gewidmet. Da ist vor allem „der Ufermärker Adolf Stahr“:

„Und auch Dir sei Dank geboten,
Ufermärker Stahr,
Unserm treuen Frühlingsboten
Schon seit manchem Jahr.
Der den Lenz der Freiheit kündet,
Der ins Holz den Saft
Loftet und die Herzen zündet,
Mit des Geistes Kraft.“

Dann C. von Buttell, dem das 4., und Moske, „der Kriegsmann“, dem das 5. wie das 6. Heft (Graf Gerhard der Mutige) gewidmet ist. Unter seinen „Vaterländischen Gedichten“ ist eins, das noch jetzt im Munde des Volkes lebt und das für die Art seiner Begabung charakteristisch ist.

Selbstbeherrschung.

Zu Oldenburg am Thor,
Da steh' ich auf der Wacht,
Schau rechts und links und vor
Und hab' auf alles acht.

Major und Kommandant
Und Leutnant noch viel mehr,
Sind mir von fern bekannt,
Schnell greif' ich ans Gewehr.

Und kommt mit Saug und Braus
Der Großherzog heran,
Da schrei ich gleich: heraus!
Und zieh' die Flinte an.

Gern rief ich, geht mein Schatz
Vorüber, auch: heraus!
Sie spißt den Mund zum Schmah,
Ich — schaue grade aus.

Sie knüpft am Schuh' das Band
Und thut nicht sehr preßiert,
Ich — rühre nicht die Hand,
Mein Herz nur präsentiert.

(Oldenburg, August 1842).

Ein Lustspiel, „Der blaue Engel“, fiel gänzlich durch. Unter den Prosaarbeiten Mayers ist außer einem minderwertigen Roman „Der Räuber und sein Kind“ zu nennen: „Neapel und Neapolitaner“ (1840 und 1842), in dem er seine Erinnerungen an seine Hofmeisterjahre niederlegte. Die eingestreuten Gedichte zeugen von seiner großen Begabung als Lyriker. Mit einer poetischen Verherrlichung der Hunte, die er alles das erzählen läßt, was sie im Laufe der Jahrhunderte an ihren Ufern geschaut hat (Die Hunte. Ein Gedicht. 1851), nahm Karl August Mayer von dem Lande des braunen Kohls und der Finkel Abschied.

Von hier kam er nach Mannheim. „Mit Vergünstigung der respektiven Regierungen“ tauschte er seine Stelle mit Adolf Laun. So wurde beiden Gelegenheit geboten, ihrem Geburtsort und ihrer Heimat näher zu sein. Seine weitere literarische Thätigkeit kann hier nur noch kurz gekennzeichnet werden. Die Muse blieb ihm auch ferner treu bis in sein hohes Alter. Mit 70 Jahren erst legte er „die Harfe nieder, die er fröhlich schlug.“ In einem Abschiedsworte an die Muse charakterisiert er sich selbst treffend:

Des Menschen Lust und Leid, sie klingen
Aus seinen Saiten leiser bald und laut.
Du holde Liebe, die auf Engelschwingen
Empor uns trägt, bist seinem Lied vertraut.

Er weilte lieber, wo die Freude blühte
Und helle Augen lachten, als beim Schmerz,
Weil eine Himmelsband in ihrer Güte
Ihm in die Wiege warf ein fröhlich Herz.

Unter seinen Romanen, die in die Karlsruher Zeit fallen, hat der Roman „Zwei tapfere Herzen“ ein spezifisch oldenburgisches Interesse, da er zum größten Teil in unserem Lande spielt. Der Dichter führt uns nach Brake, Zwischenahn, Wangerooge usw., und wenn wir auch mit manchen seiner Bemerkungen nicht einverstanden sind und der Litteraturkundige eine zu große Ausbeutung von Goldschmidts oldenburgischen Skizzen merkt, so berührt doch das Interesse, das sich Mayer für das oldenburgische Land bewahrt hat, äußerst angenehm. Es verdient dies namentlich deshalb hervorgehoben zu werden, weil die Abhandlung über das oldenburgische Land, die der Dichter bald nach seinem Fortgange in den „Grenzboten“ veröffentlichte, vielfach unliebsames Aufsehen erregte. Karl August Mayer starb hochbetagt im Jahre 1894 in Karlsruhe, wo er von 1868—1873 das Realgymnasium geleitet hatte. Eine Auswahl seiner Gedichte veranstalteten seine Gattin und sein Sohn im Jahre 1895. Leider ist diese Auswahl, aus der die Lieder der oldenburgischen Jahre sowohl durch ihre Zahl als auch durch ihren poetischen Gehalt hervorstechen, nur als Manuscript gedruckt. Im Interesse des Dichters ist dies lebhaft zu bedauern, da gerade diese Sammlung ein Bild seiner liebenswürdigen dichterischen Persönlichkeit bietet. (Karl August Mayer wohnte in Oldenburg zuerst an der Kurwickstraße, in einem Hause, welches scherzweise „Sonighaus“ genannt wurde, da es eine Reihe von Jahren hindurch von jung verheirateten Eheleuten bewohnt war.)

Eng befreundet mit Adolf Stahr war der Landgerichtsassessor Theodor von Kobbe. Kobbe gehört zu jenen Dichtern, die, seinem eigenen Ausdruck nach, „im Leben zu sehr Poet waren, um es in der Litteratur sein zu können“. Er war sowohl als Humorist wie auch als Satyriker sehr begabt. Bei seiner ganzen Lebensweise aber, und bei dem mangelnden Einspruche ehrlicher Freunde kam er nicht dazu, sich zu sammeln, Größeres zu schaffen und die letzte Feile an seine Werke zu legen. Es hat sich deshalb auch fast nichts von seinen Sachen erhalten. Was die humoristischen Arbeiten, seine Romane und Novellen, sowie seine Bühnendichtungen betrifft, so muß man leider

dies Schicksal als verdient hinstellen. Seine Erinnerungen aus dem Philisterleben und die aus dem äußeren Leben aber sind noch immer lesenswert und bieten soviel Beiträge zur Kultur- und Litteraturgeschichte jener Tage, daß sich eine Bearbeitung noch jetzt lohnen würde. Einzig das „Oldenburgische Volkslied“ hat den Namen des „ewigen Landgerichtsassessors“ der Vergessenheit entriszen. Kobbe dichtete das Lied nach dem Tode der Großherzogin Cäcilie. Er legte der herrlichen Melodie seine Worte unter, um das Gedächtnis der abgesehenen Fürstin zu ehren, die ihm bei seinen Bestrebungen, das Elend der Armen und Unglücklichen zu lindern, so oft eine hilfreiche Landesmutter gewesen war. Das Lied wurde zuerst als Einzelblatt verkauft. Der ganze Ertrag war zum Besten der Armen. Darauf erschien es gedruckt in den „Humoristischen Blättern“ (12. September 1844), die Kobbe von 1838 bis zu seinem Tode herausgab. Diese „Humoristischen Blätter“ nehmen unter den zahlreichen oldenburgischen Zeitschriften jener Tage eine bemerkenswerte Stellung ein. Sie sind allerdings nicht das, wofür sie sich ausgeben. Sie sind vielmehr ein Unterhaltungsblatt. Die einzelnen Jahrgänge dieses Unterhaltungsblattes aber haben dauernden Wert. Hier erschienen zuerst Bruchstücke von Zimmermanns „Münchhausen“; Gedichte von Mosen, Heine, Mayer, Abhandlungen und Kritiken von Stahr (unter anderen die Bruchstücke seiner Biographie).

Theodor von Kobbe ging unvermählt durchs Leben. Sein Hang, für andere zu sorgen, kam den Armen und Elenden zugute. Er gründete einen Verein, der sich der entlassenen Sträflinge annahm. Keiner, der aus den Strafanstalten des Landes entlassen wurde, klopfte vergebens an seine Thür. Er stand ihm bei mit Rat und That, so drückend seine finanzielle Lage, die er auf alle Art aufzubessern suchte, auch in der Regel war. Noch kurz vor seinem Tode, als ein schweres Brustleiden seine Kräfte schon verzehrt hatte, ließ er sich noch in den Verein zur Pflege entlassener Sträflinge tragen und hielt dort seine letzte Rede. Theodor von Kobbe war ein Mann, ganz dazu gemacht, Freundschaft zu schließen und zu halten. Im Freundeskreise kam sein Talent, humoristische Erzählungen

vorzutragen oder witzige Impromptus zu entwerfen, zur schönsten Geltung, und der Beifall, den er hier fand, tröstete ihn auch darüber, daß er mit seinem Pfunde nicht richtig gewuchert, daß er nichts Dauerndes geschaffen hatte.

Theodor von Kobbe fand sich mit seinen Freunden allwöchentlich am Sonnabend zusammen im „Schwarzauge“. Es war dies eine lustige Gesellschaft, die beim alten Bisell im „Römischen Kaiser“ (der jetzigen Markthalle) ihre Zusammenkünfte hielt. Der Name kam von einem verschleierte Bilde, das ein großes Auge zeigte und unter allerhand Zeremoniell enthüllt wurde. In den Liedern des „Schwarzauge“, die größtenteils Kobbe zum Verfasser und Kössler zum Komponisten haben, fehlt es natürlich nicht an Anspielungen auf die einzelnen Mitglieder. Zu den Mitgliedern des „Schwarzauge“ gehörten Adolf Stahr, Wilhelm Berndt, Albert Kössler, Herbert König, Gerber, Kumpf u. Da heißt es z. B. über Kobbe und seine Zeitschrift:

„Wie geht es in Oldenburg mit dem Humor?
Das Kobbesche Wasser treibt Blätter hervor.“

Und von Adolf Stahr:

„Das Publikum blind im Poetischen war.
Jetzt hab'n sie 'n Doktor, und der s'cht den Staar.“

Besonders gefeiert wird auch der Buchhändler Wilh. Berndt.

„Heil ihm, dem Pommer Berndt,
Der sich von unserm Abendmahls
Am spätesten entfernt.“

Auch der Fabrikant Schrimper wird nicht vergessen, der als großer Kunstenthusiast den berühmten Geiger Ole Bull auf seine Kosten hatte nach Oldenburg kommen lassen:

„Es leb' das Oldenburger Land,
Das Schrimper uns erzog;
Der Mann, der heut' geboren ist,
Er lebe hoch!
Der olle Bullsche Rezentent
Voll Feuerstein und Stahl,
Er lebe hoch, wir weihen ihm
Des Schwarzangs Festpokal!“

Mit gutmütigem Spotte weist Kobbe auf sich selbst und seinen ewigen Geldmangel hin:

Das menschliche Leben eilt schneller dahin,
Als Kobbesche Gage, als Kobbesche Gage.
Wer weiß, ob ich morgen bei Becker noch bin,
Drum will ich noch trinken und singen ganz lud,
Bei Mengerhen utröpft, bei Mengerhen utröpft:
Tied is et, ju Lüde, — Nu, Feldmann puß ut.

Am Tage nach solcher Sitzung war der Sohn des „Schwarzauge“ doch verschwiert,

Bis ihn Ziegelhof und Becker
Von der Nachtpartie kuriert.

Im Ziegelhose bei Becker pflegten die Mitglieder des „Schwarzauge“ am Sonntage ihren Kaffee einzunehmen. Herbert König, der geniale Karrikaturenzeichner, der damals auf den Brettern des Hoftheaters wirkte, hatte an der Außenwand des Hauses allerlei Kreidezeichnungen angebracht, die auf die einzelnen Mitglieder des „Schwarzauge“ gemünzt waren. Da sah man einen Star mit einer Brille (Adolf Stahr), einen Herrn mit einer Rose (Rösler) u. s. w.

Die Zeit der höchsten Blüte dieser originellen Aneipgesellschaft fällt in die 30er Jahre. Als Kobbe erkrankte, ließ der Besuch nach, und im Jahre 1846 hörte das „Schwarzauge“ zu bestehen auf. Die meisten Mitglieder traten einer neugebildeten Aneipgesellschaft, dem „Cyklus“ bei, der von dem Stallmeister Rumpf, einem vorzüglichen Gesellschafter und begabten Dichter, geleitet wurde. (Friedrich Rumpf, geb. zu Ovelgönne am 11. September 1808. Gestorben 13. September 1873.)

Theodor von Kobbe war kein langes Leben beschieden. Eine Brustkrankheit verzehrte seine Kräfte. Die hohe kräftige Gestalt verfiel, das schöne geistvolle Gesicht magerte ab. Am 22. Februar 1845 starb der Dichter. An einem klaren Wintertage trug man ihn hinaus. Ein großes Gefolge Leidtragender zeigte die große Beliebtheit, der sich der Dichter trotz seiner Schwächen erfreute. Keiner vermochte vor Rührung am Grabe ein Wort zu sprechen. Das Lied der vereinigten Gesangvereine „Auferstehen, ja Auferstehen“ verhallte über der Gruft. Dann schloß sich das Grab über dem Manne mit dem warmen Herzen.

Seine Freunde setzten ihm einen Denkstein, der auf Veranlassung Stahrs die Zeichen eines von Kobbe als Student gestifteten Freundschaftsbundes trägt — Eichblatt, Rosenzweig, Jasmin — und außerdem jene Worte zeigt, die Kobbe beim Tode des ihm befreundeten Zimmermann an Adolf Stahr schrieb:

„Wieviel Ursach' hat man, einander
lieb zu haben, solange es noch tagt.“

(Th. von Kobbe wohnte in dem Hause Ziegelhofstraße Nr. 3, jetzt dem Bäckermeister Koop gehörig. Sein Grab befindet sich auf dem Gertrudenkirchhofe, westlich vom Mausoleum.)

Zu den näheren Freunden Kobbes gehörte außer dem Buchhändler Wilhelm Berndt und Adolf Stahr „den die Götter lieben und Kobbe“ auch Ludwig Starklof, der ebenfalls eine heitere Geselligkeit liebte, aber im Gegensatz zu Kobbe eine „politische Natur“ war. (Carl Christ. Ludwig Starklof geb. 1789 Sept. 28 zu Ludwigsburg in Württemberg, wo seine Mutter sich zum Besuche befand, gest. zu Oldenburg 11. Okt. 1850.)

Ein Mann von großer und vielseitiger Begabung, von regem Interesse für alle Fragen, die die Zeit bewegten, ein fleißiger Schriftsteller, namentlich auf dem Gebiete des Romans, hätten manche seiner Schöpfungen eine längere Lebensdauer verdient als ihnen geworden ist. Die Litteraturgeschichten, wenn sie seiner überhaupt erwähnen, wissen nicht viel über ihn zu sagen, und selbst in seiner Heimat ist das Gedächtnis des merkwürdigen Mannes fast erloschen.

Starklofs Vater trat nach einem bewegten Leben, das er als Soldat in sächsischen Diensten begonnen hatte, in oldenburgische Dienste und starb als oldenburgischer Postdirektor im Jahre 1817.

Ludwig Starklof wurde nach Beendigung seiner Universitätsstudien Advokat in Oldenburg und 1811 zweiter Regierungsekretär in Cutin. Er machte rasch Karriere. Nach der französischen Zeit wurde er Kabinettssekretär, 1817 Hofrat. Als Legationssekretär bei der oldenburgischen Gesandtschaft brachte er einige Jahre in Frankfurt a. M. zu. 1½ Jahre lang war er Amtmann zu Oberstein im

Fürstentum Birkenfeld, nahm dann aber seine alte Stellung im Kabinett des Herzogs wieder ein und wurde 1834 Geheimer Hofrat. Paul Friedrich August war schon als Erbprinz dem lebhaftesten geistvollen Manne sehr zugethan, der die Hofgesellschaft durch seine witzige Unterhaltung erfreute und ein Liebhabertheater leitete, dem der Prinz und spätere Großherzog manche heitere Stunde verdankte. In den Kreisen der Künstler und Schriftsteller gehörte Starklof zu den Einflußreichsten. Zu denen, die ihm besonders nahe standen, zählte außer Theodor von Kobbe auch der Maler Jerndorff, dessen Biographie er späterhin schrieb. Allen Fragen der Zeit suchte er näher zu treten. Er gehörte zu den Gründern des Handels- und Gewerbevereins, er trat für die erste Dampfschiffahrt auf der Hunte ein, er wies auf die notwendige Anlage eines Hunte-Ems-Kanals hin und wurde nicht müde, in den Wochenschriften jener Tage immer wieder darauf aufmerksam zu machen, daß der baldige Anschluß an das deutsche Eisenbahnnetz für Oldenburg eine Nothwendigkeit sei.

Als Dichter hat Starklof namentlich das Gebiet des Romans angebaut. Seine wenigen lyrischen Dichtungen finden sich in seinen Romanen und in oldenburgischen Zeitschriften verstreut; sie zeigen Verwandtschaft mit den Werken der romantischen Schule. Eine dramatische Dichtung „Prinz Leo“ erschien 1834 zu Hamburg anonym. Der Dichter nennt sie „eine wilde Skizze“. Die Charaktere sind scharf gezeichnet, und Paul Heyse rühmt dem Stücke mit Recht nach, daß es „von Lessingschem Geiste angehaucht sei“. Starklof sagt in der Vorrede, die Anordnung des Ganzen sei für die Bühne berechnet. Die Lektüre hinterläßt diesen Eindruck nicht, und die Bühnenwirkung dürfte zu bezweifeln sein. Einige Jahre zuvor (1832) hatte er sein umfangreichstes Werk geschrieben, den vierbändigen Roman „Wittekind, ein Gemälde altdeutscher Heldenzeit“, der sogar eine zweite Auflage erlebte.

Starklofs Wittekind ist mit großer Begeisterung für seine Helden geschrieben. Drei Jahre lang arbeitete er daran, suchte die Stätten, die Sage und Geschichte mit Wittekind verknüpft haben, auf und „träumte im Leben-

digen Verkehr der Gegenwart“, wie er selbst sagt. Als er die Arbeit vollendet hatte, da that ihm das Herz weh, nun er von dem alten Sachsenherzoge scheiden mußte. Er bezeichnet seinen Wittekind, der offenbar unter dem Einflusse Walter Scotts geschrieben ist, sehr treffend als ein Gemälde altdeutscher Heldenzeit. Das ist es auch und zwar ein umfassendes, in allen seinen Theilen sorgsam und lebendig ausgeführtes. Da fehlt nichts, weder der eiserne Karl, noch der Friesenherzog Radbod. Da sehen wir die heiligen Stätten der Sachsen, die Oresburg und Irminsäule, da zeigt uns der Dichter die Burgen Wittekind's auf dem Wittekind'sberge und in Wildeshausen. Wir sehen den heiligen Felsen, der aus dem Meere aufsteigt, Helgoland, wir sind Zeuge der feierlichen Bestattung des Meereskönigs und erfreuen uns am Klotzschießen der heidnischen Friesen. Bald schauen wir den Sieg der Franken, bald den der Sachsen. Nach hartnäckigem Widerstande wird Wittekind besiegt. Er läßt sich taufen. Aber die Treulosigkeit der Franken drückt ihm aufs neue das Schwert in die Hand. Er fällt, nachdem er seinem Todfeinde den Garaus gemacht hat, und wird noch im Tode mit seinem hingemordeten Weibe vereint. Sterbend vernimmt er die Botschaft des Frankenkönigs, „er werde den Sachsen mehr geben, als er ihnen geschworen habe“.

Nimmt man das etwas gewaltsam herbeigeführte Ende Wittekind's aus, so muß man zugeben, daß der Dichter mit den historischen Thatfachen nicht gewaltsam umgesprungen und seiner Aufgabe gerecht geworden ist. „Der Sachsenherzog, sein großer Gegner, und die Farbe der Zeit — das war meine Aufgabe.“ So sagt er selbst. Als Probe des Ganzen möge die Ansprache dienen, die Wittekind an seine Sachsen hält, nachdem der eiserne Karl sein Blutgericht an der Aller abgehalten hat: „Die Gebeine unserer Krieger liegen unbegraben. Wolf und Geier halten ihr Mahl davon auf der Heide. Der blutige Strom wälzt unwillig rauschend ihre Leichen; er schämt sich, vom wüthigen Frankenkönig zu solchem Dienste gezwungen zu sein. Ueber 4000 der Unseren sind ermordet. Keiner steht hier, der nicht einen Bruder, einen Vater, Sohn und Freund verloren. Wie sie gräßlich verhauen und verstümmelt wor-

den! Warum? Weil sie der Freiheit und den alten Göttern anhängen. Ihre Geister schreien um Rache. Wer sitzt noch länger in der Höhle und am Herde, wo durch den aufsteigenden Rauch ihm das bleiche Blutgesicht des Vaters, des Bruders anstarrt? Heraus! Laßt die Schlange der Schlacht würgen umher! Laßt von Euren Bogensehnen die Blutschwalben aufsteigen, den Strom der Schwerter laßt fließen, den Sturm des Pfeilregens über die Heide fassen, daß die Geister beruhigt heimkehren, daß Wodan und Thor sich zu unserer Rache und Tapferkeit wenden, unserm Mute den Sieg verleihen. Niederlage den Franken! Sieg der Treue! dem Vaterlande! der Rache“ —

Schilde und Speere schlugen mit donnerndem Hall zusammen, dann folgte ein tausendstimmiges Jauchzen, welches aus dem gesamten Volke aufstieg, und eine Weile wie eine tönende Wolke über demselben schwebte, dann hie und da versank, eine Zeitlang leiser fortrauschte, nun von einem mutigen Schrei abermals geweckt, wieder in die Höhe fuhr, so von einer Seite zu der anderen herüber, hinüber geworfen, sein eigener Wiederhall ward, sich herausforderte, antwortete — ein brausendes Meer voll unermüdblich schlagender Wogen. —“

Im Jahre 1846 schrieb Starklof den zweibändigen Roman „Armin Galoor“. Dieser Roman schildert mit großer Offenheit das Leben der Hofreise einer kleinen Residenz. Die Erfahrungen, die St. als Legationssekretär in Frankfurt wie als Theaterintendant gemacht hatte, lieferten ihm reichen Stoff. Für die große Begabung Starklofs ist auch der „Armin Galoor“ ein redender Beweis, wenngleich für den modernen Leser der Betrachtungen über Politik und Gesellschaft oft zu viele werden, auch der Schluß, wie beim „Wittkind“ etwas gewaltsam herbeigeführt wird. An einer Stelle des „Armin Galoor“ wird die Frage erörtert, ob es recht sei, daß der blinde Kronprinz von Hannover dereinst König werde oder nicht, da doch der blinde Sohn des Wirtes die Wirtschaft des Vaters nicht übernehmen könne. Diese Stelle sollte für Starklof verhängnisvoll werden. Der König Ernst August von Hannover, dessen Energie in dem Romane selbst rühmend hervorgehoben wird, beschwerte sich beim Großherzoge, und

dieser, von seinem mächtigen Nachbarn gedrängt, sah sich gezwungen, seinen langjährigen Privatsekretär zur Disposition zu stellen. Er ließ ihm jedoch sein volles Gehalt. Im selben Jahre wie „Armin Galoor“ erschien auch „Sirene, eine Schlösser- und Höhlengeschichte.“ Diese Erzählung ist noch neuerdings (1884) von Paul Heyse gewürdigt worden, der mit ihr seinen „Neuen deutschen Novellen-schatz“ eröffnet hat. In der That ist sie frisch geschrieben, die Charaktere sind scharf gezeichnet und heben sich wirksam von dem historischen Hintergrund, der großen Revolution, ab, auch ist die Technik keineswegs veraltet. Für die modernen Leser hat diese Schlösser- und Höhlengeschichte noch nichts von ihrem Reiz verloren. Wer aber diese romantische Geschichte von dem schönen pfalz-zweibrückischen Hoffräulein gelesen hat, dem der Boden am herzoglichen Hofe zu heiß geworden ist, das sich laut über die Erstürmung der Bastille gefreut hat, auf dem Ball, den die Wild- und Rheingräfin veranstaltet, die Marseillaise spielt und endlich ein so trauriges Ende findet, weil die Schmuggler und Wilddiebe es in seiner Verkleidung für einen der gehafteten Junker halten, der wird nicht im Zweifel sein, auf welcher Seite er für die Folgezeit den Dichter zu suchen hat. Für Oldenburg hat die Erzählung noch insofern ein besonderes Interesse, als sie zum größten Theile auf der Burg Oberstein und in den Wäldern des Hundsrück spielt, also im Fürstentum Birkenfeld.

Stahr, Kobbe, Mayer und Starklof waren ohne Zweifel die begabtesten unter dem oldenburgischen Schriftsteller-geschlecht jener Tage. Außer ihnen sind unter den Mitgliedern des „litterarisch-geselligen Vereins“ noch hervorzuheben der Kammerjunker von Gall, Dr. Goldschmidt, Pastor Gröning, der Herausgeber des „Volksboten“ (seit 1837), der Hofrat von Eisendecker (der eine Biographie der Großherzogin Cäcilie verfaßte, die aber nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war), der Archivar Lebercus, der Kol-laborator Dr. Lübben und der Advokat Dr. Hoyer.

Wie schon hervorgehoben, stehen die Leistungen der Oldenburger von Geburt hinter denen der bereits besprochenen Schriftsteller zurück. Die Dichter, die hier in Betracht kommen, standen dem litterarisch-geselligen Verein fern,

und man darf sich nicht wundern, wenn sie ihren geringen äußern Erfolg diesem Umstande zuschrieben, und wenn gelegentlich (so bei Heinrich Lambrecht) Klage geführt wird über eine „Verbrüderung, ein Schriftstellerbündnis, wo man sich gegenseitig emporhilft, wo eine Hand die andere wäscht, wo man gegen Andersdenkende das numerische Uebergewicht geltend macht, und so allmählich eine Herrschaft errichtet, die oft aus nichts als gegenseitigen Gefälligkeiten und freundschaftlichen Unterstützungen entspringen ist.“

Mit Stahr und Mayer an derselben Anstalt wirkte Eduard Closter. Aber die Kürze der Zeit, namentlich aber der Unterschied in der ganzen Weltanschauung werden eine Annäherung verhindert haben. Eduard Closter war ein Stadtoldeburger. Am 17. April 1808 geboren, besuchte er später das oldenburgische Gymnasium. Nachdem er in Halle Theologie studiert hatte, machte er in Oldenburg sein Kandidaten-Examen und war dann Hauslehrer daselbst bis 1832. 1834 wurde er Lehrer am königl. neugriechischen Institut für die hellenische Jugend in München und war von 1839 bis 1842 Privatlehrer in München. Im Winter 1843 war er am Gymnasium in Oldenburg thätig. Einige Jahre darauf wurde der kränkliche Mann Inselpfarrer in Wangerooze (1847). Er starb am 3. Juni 1880 als Oberpfarrer in Meerane im Königreich Sachsen, nachdem er zuvor in einigen anderen Gemeinden dieses Königreiches seelsorgerisch thätig gewesen war.

In den Gedichten Closters, deren einige auch plattdeutsch abgefaßt sind, kommt überall die christliche Weltanschauung zum Durchbruche. Die Natur ist dem Dichter ein Bild des menschlichen Lebens. Er besitzt große Formgewandtheit, würde aber noch tiefer wirken, wenn er manche seiner Gedichte kürzer gefaßt hätte. Als Probe diene:

Fremd.

Wie prangt Natur im Abendstrahl!
Noch einmal, Lerche, laß uns steigen
Und schlummern dann, du tief im Thal,
Ich droben unterm Dach von Zweigen.

Hoch strebt ins klare Blau der Rauch;
Glücklich, wer am Heimatherde
Zu Abend schließt sein müdes Aug'; —
Ich bin ein Fremdling auf der Erde.

Nicht so begabt und weniger selbständig, sondern von Heine und Freiligrath vielfach beeinflusst, ist Heinrich Lambrecht. Der Lebenslauf des Dichters ist charakteristisch für seine Zeit. Heinrich Gerhard Lambrecht wurde geboren zu Oldenburg am 16. November 1812. Er trat schon mit 16 Jahren in oldenburgische Militärdienste und wurde Unteroffizier und Fourier, bis ihm das Jahr 1848 die Ernennung zum Leutnant brachte. Im Jahre 1856 wurde er als Oberleutnant verabschiedet und übernahm das Amt eines Direktors der Irrenanstalt zu Blankenburg. Hier hat er treulich das Schicksal der armen Geisteskranken zu bessern gesucht. Lambrecht starb zu Oldenburg am 29. März 1898. —

Es ist schon darauf hingewiesen, daß er dem „literarisch-geselligen Verein“ nicht eben hold gesinnt war. Er glaubte offenbar daß man ihn, „der nicht einmal Doktor der Philosophie war“, nicht für voll ansah. Adolf Stahr, den er übrigens wiederholt angegriffen hat, gehörte zu seinen Gegnern. Im übrigen muß festgestellt werden, daß die „Neuen Blätter für Stadt und Land“, sowie auch die „Humoristischen Blätter“, also die Zeitschriften des „literarisch-geselligen Vereins“ ihn bei seinem ersten Auftreten als Dichter sehr freundlich begrüßt haben, wenn gleich er die meiste Förderung durch Strackerjan empfangen zu haben scheint. Heinrich Lambrechts Gedichte erschienen 1840 mit einer Widmung an die Großherzogin Cäcilie:

— wie das Volk, dir dankerfüllt verbunden,
Schaut liebend auch mein Blick zu dir hinan,
Nimm, was das Herz des Sängers tief empfunden,
In diesem Kranz als schwaches Zeichen an.
Du nimmst ihn gütig, edelste der Frauen,
Du schöner Stern, so milde uns geneigt,
Mög' freundlich auch dein leuchtend Auge schauen,
Dann ist mein höchstes, schönstes Ziel erreicht.

Lambrecht trat auch als Dramatiker auf. Sein Lustspiel „die drei Paletots“, übrigens ein harmloses Stück



von mehr possenhaftem Charakter, wurde an dem Hoftheater mit großem Beifall aufgeführt, sein Schauspiel „die Raben von Marseille“ erfuhr eine entschiedene Ablehnung. Unter dem Pseudonym „Ralph“ war er eine Zeit lang als Theaterkritiker der „Mitteilungen“ thätig. Auch lieferte er eine Schrift: „Geheimnisse von Oldenburg“, die trotz mancher Mängel für die Beurteilung der heimischen Zustände in den 40er Jahren nicht ohne Wert ist. Hier, wie auch in seinen anderen Prosaarbeiten steht er unter dem Einflusse Heines. Ein Unteroffizier und Fourier, der seiner Landesfürstin seine Gedichte widmet, auf den Brettern des Hoftheaters die Gestalten seiner Phantasie schauen darf und als Kritiker und Zeitungschreiber eine rege Thätigkeit entfaltet, ist gewiß eine seltene und für die seltsam bewegten 40er Jahre äußerst charakteristische Erscheinung.

Schließlich sei noch der Gedichte von Niels Hoyer erwähnt, die aber völlig unter dem Einflusse Heines stehen.

Großes Interesse brachte das litterarische Oldenburg auch Joseph Mendelssohn entgegen. Blättert man die Zeitschriften der 40er Jahre durch, so ist man erstaunt über die äußerst zahlreichen Hinweise auf diesen jetzt völlig vergessenen Mann. Hier muß entschieden von „litterarischer Mache“ gesprochen werden.

Es war aber wohl nicht so sehr sein Dichten, als sein Lebenslauf, was die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. Am 10. September 1817 in Zever geboren, hatte er vom Januar 1823 an die israelitische Freischule in Hamburg besucht, sich in der Buchdruckerei von Bieweg in Braunschweig zum Setzer ausgebildet und war als solcher daselbst thätig gewesen von 1836—1839. Dann war er nach Hamburg zurückgekehrt und hatte sich der Schriftstellerei gewidmet, nachdem ihn zuvor Salomon Heine auf seine Kosten nach Paris gesandt hatte. Von Hamburg aus erschien er verschiedentlich in Oldenburg, fand hier Gönner und erfreute sich auch der Unterstützung des Großherzogs Paul Friedrich August. Seine Lieder zeugen von einer ansprechenden lyrischen Begabung. Aus den Gedichten an Herwegh geht hervor, daß er politisch so weit links stand wie nur möglich. Seine Bühnendichtungen sind teilweise nach französischen Vorbildern verfaßt. Einige derselben

kamen in Oldenburg mit großem Erfolge zur Aufführung. In seiner Schrift: „Eine Ecke Deutschlands“ (1845) versuchte er, die gesellschaftlichen und litterarischen Verhältnisse Oldenburgs darzustellen. Es fehlt ihm aber an der nötigen Unbefangeneheit, auch ist die Schrift zu flüchtig gearbeitet, als daß sie auf dauernden Wert Anspruch machen könnte. Mendelssohn, dem die Not ein treuer Begleiter war, starb schon am 4. April 1856 im allgemeinen Krankenhause zu Hamburg.

Als Probe diene:

Die Heimat.

O Heimat mein,
Ich denke dein,
Im Herzen verzehrendes Sehnen,
Im Auge die brennenden Thränen,
Gedenk' ich dein.
Wenn purpurlicht
Die Wolke bricht,
Im Osten in flammenden Garben
Entstrahlen des Morgenrots Farben,
Gedenk' ich dein.
Wenn still und hehr
Auf Land und Meer
Der Abend, der trauliche, dunkelt,
Verheißend die Sternennwelt funkelt,
Gedenk' ich dein.
Wenn sich enthüllt
Der Träume Bild,
Dann führet auf goldnem Gefieder
Ein lächelnder Engel mich wieder
Zur Heimat mein.

Eine interessante Erscheinung ist auch C. N. Reinshöfer, ein vielseitig gebildeter und reich begabter Mann, den aber die Ungunst der Verhältnisse nicht zu voller Entfaltung gelangen ließ. Der Dichter, der erst am 27. August 1861 müde und verbittert in Jever starb, ist bereits derartig der Vergessenheit anheimgefallen, daß sich nicht einmal sein Geburtsjahr mit absoluter Sicherheit feststellen läßt. Daß seine Dramen, die der friesischen Geschichte entnommen sind, ein starkes dramatisches Leben in sich tragen, wird jedem bei der Lektüre auffallen. Er hatte sie jedoch nicht für die Bühne bestimmt. „Allein ein anziehendes



historisches Faktum in dramatische Form zu kleiden“, sagt er in der Vorrede zu seiner „Allmuth und Engelmann von Hoersell“, „um es dadurch auch dem gewöhnlichen Leser interessant zu machen, ist häufig geschehen und auch in neuerer Zeit durch Byrons unvergleichliche Dramen bestätigt worden.“ Außer diesem Drama, das übrigens denselben Stoff behandelt, den Heinrich Kruse in seiner „Gräfin“ gestaltet hat, dichtete Beinhöfer noch drei weitere Dramen, um „den Nachkommen der freien, edlen Friesen, in ihrer weitesten Ausdehnung seine Hochachtung zu bezeugen.“ Es sind „Maria, Erbfräulein von Zever“ (1833), „Edzard, der Große“ (1840) und „Die quade Foelke“ (1842). Das erstgenannte ging noch vor wenigen Jahren in einer Bearbeitung von Dr. Reinhard Mosen unter großem Beifall über die Bühne des großherzoglichen Theaters. Außer diesen dramatischen Dichtungen verfaßte Beinhöfer, der in den alten und neuen Sprachen wohl bewandert war, eine freie Bearbeitung von Lambs „Tales from Shakespeare“.

Der Umstand, daß Beinhöfer seine Dramen nicht für die Bühne schrieb, ist um so verwunderlicher, als er selber von Haus aus Schauspieler war. Es ist aber immerhin möglich, daß die traurigen Erfahrungen, die sowohl Beinhöfer als auch sein Vater als Mitglieder einer wandernden Schauspielertruppe gemacht hatten, jede Vorliebe für das Bühnenleben in ihm erstickt haben.

* * *

Während die hochdeutsche Litteratur durch zahlreiche und bedeutende Werke bereichert wurde, schwieg auch die alte Stammessprache nicht, und wenn auch ihre Erzeugnisse aus dieser Zeit weder umfangreich noch zahlreich sind, so besitzen sie doch dichterischen Wert genug, um neben der stolzen hochdeutschen Schwester auch die Ehre der bescheidenen plattdeutschen zu retten.

Es ist bezeichnend für die Stimmung der 40er Jahre, wo sich bei allem begeisterten und idealen Streben doch gerade in den führenden Kreisen ein seltsamer Mangel an Wirklichkeitsinn zeigte, daß gerade damals die plattdeutsche Sprache zwei heftige Angriffe erdulden mußte,

und zwar von Männern, die offen gestanden, daß das Plattdeutsche die Sprache ihres Herzens war.

Was aber war denn der Grund dieser Angriffe?

Die Bewegung gegen das Niederdeutsche erklärt sich leicht aus der ganzen Stimmung der Zeit. Mit Schmerz sahen die besten Kräfte auf die Jämmerlichkeit der gesamtdeutschen Zustände. Das Einzige, was die deutschen Staaten und Stämme zusammenhielt, war die deutsche Sprache und ihre Litteratur. Jede Erweiterung des hochdeutschen Sprachgebietes erschien deshalb als ein Sieg im Interesse der deutschen Einheit, und man war sogar bereit, ihr zuliebe auch die Sprache der Väter preiszugeben. Nimmt man nun noch hinzu, daß man damals an eine Hebung der Volksbildung überschwengliche Hoffnungen knüpfte, so ist es begreiflich, daß man an ein gewaltames Zurückdrängen des Plattdeutschen auch deshalb dachte, weil man glaubte, auch weiteren Kreisen dann die litterarischen Hilfsmittel leichter zugänglich machen zu können.

Am Ende des Jahrhunderts ist eine solche Unterschätzung der plattdeutschen Sprache, wie sie uns in jenen Tagen entgegentritt, undenkbar. Die Niederdeutschen haben erkannt, was sie an dem Erbe der Väter haben und sind nicht geneigt, dasjenige leichtfertig fortzuwerfen, wofür man ihnen keinen Ersatz bietet. Die Gerechtigkeit aber gebietet, darauf hinzuweisen, daß die absprechenden Urteile, die in den 40er Jahren über die plattdeutsche Sprache gefällt wurden, dadurch eine gewisse Berechtigung erhielten, daß eine reiche und wertvolle Litteratur, wie sie uns Klaus Groth und Friß Reuter und andere nach ihnen gegeben haben, noch fehlte.

Als erster erschien Dr. Goldschmidt auf dem Plane. „Ueber das Plattdeutsche als ein großes Hemmnis jeder Bildung“, betitelt sich seine Broschüre. Angeregt war er durch den Hamburger Litteraten Ludwig Wienberg, der sich trotz seines plattdeutschen Namens für das „Ausrotten“ der plattdeutschen Sprache erklärte, „die nicht einmal ein Wort für Bildung und Verfassung enthalte und den größten Teil der Volksmasse in Norddeutschland zu einem Zustande der Unmündigkeit, Noth und Ideenlosigkeit verurteile!“ Goldschmidt schließt mit den Worten: „Doch

fort mit ihr! — Es ist wahrlich jetzt keine Zeit, gemüthlich zu schwagen, zu träumen; es ist Zeit, daß wir erwachen!“

Die Behauptung, das Plattdeutsche sei ein großes Gemüthnis jeder Bildung, stieß aber auf heftigen Widerspruch, und in Reim und Prosa traten die Freunde des Niederdeutschen für ihre Muttersprache ein. Einer derselben legte ihr eine wirksame Verteidigungsrede in den Mund, worin es heißt:

Nu schall derv de Donner un Däwel inslahn!
Da will sich so'n Keerl in de Stadt unerstahn,
Ut'n Land mi to drüven un snact derv wat her,
As wenn id väd' Bildung en Hindernis weer.
Dat keem mi noch all min Tids Lävens nich vör.
Ick bin hier en Landskind so mank hundert Jahr
Un hev mine goden Gerechtsame värvahr,
Jo Wa'r un jo Grotwa'r und Ur-Ur-Ur-Ur,
De praden all plattdütsch, de Borger un Bur
Un weren tofreden und glücklich dervbi,
Un glöwt man, so klook von Verstande as Zi.

Et liggt in de Lucht woll, wer sichts man kann,
De kummt nu mit Haken un Staken heran,
Un los jägent Ole treckt he mit Macht;
So seh ick upstuns alle Dag ene Schlacht.
En grotet Glück dervbi is noch, dat man
Mit de Penn nich licht Enen dodslagen kann,
Un stäken mit d' Tunge, is of noch so spit;
Denn stuwv derv of Funken, so is't doch nien Blis.

Nä, glowt man, dat Plattdütsch Zi nich verdrievt,
Un wat Zi of snact, und wat Zi of schrievt,
Ick sett mi tor Wehre mit alle mien Mann,
Mit Dierk un mit Gesche, mit Ahlke un Zann,
Un alle de annern, wi stahv as 'n Wall,
Dat de hochdütsche Wind us nich umsmieten schall,
So stahv wie vör wie aneravvt Recht,
Un wer dat woll kränken, de hannelv doch slecht.

Ein Jahr darauf schrieb Dr. Goldschmidt sein Buch: „Der Oldenburger in Sprache und Sprichwort“, eins der besten Bücher, die jemals über niederdeutsche Sprache und niederdeutsches Volksleben verfaßt worden sind. Er sagt zwar in der Vorrede, er wünsche von Herzen, daß sich

das Gebiet des Plattdeutschen immer mehr einenge, fügt aber hinzu, „er hänge doch noch immer mit wahrer inniger Liebe an der Sprache seines Landes“. Das merkt man auch aus jeder Zeile dieses vortrefflichen Buches und vergißt es beim Lesen völlig, daß der Verfasser vor mehr als fünf Jahrzehnten das Plattdeutsche für ein großes Hemmnis der Bildung gehalten hat.

Bald nach Dr. Goldschmidt stellte sich Dr. August Lübben (geboren zu Hookfiel 21. Januar 1818, gestorben zu Oldenburg 15. März 1884) in die Reihe der Gegner des Plattdeutschen. In der Rüstung eines Gelehrten aus der Schule der Germanisten erschien er auf dem Kampfsplatze. Die Freunde des Plattdeutschen schwiegen und verneigten sich achtungsvoll vor ihrem Gegner, mit dem unterdrückten Bedauern, daß man ihm nicht mit wirksamen Waffen entgegentreten könne. Auch Lübben sagt von dem Plattdeutschen, es sei eine Sprache, „die man mit der Muttermilch eingesogen hat, und zu der man wieder greift, wenn sich das Herz den Freunden anschließt und mit ihnen sich in die Poesie der Jugendzeit eintaucht.“ Aber hart genug geht er mit ihr ins Gericht. Ihren damaligen Zustand bezeichnet er durch die Worte: „Auf dem öffentlichen Markt, den die Litteratur hält, ist sie jetzt wenn sie früher noch einigen Wert hatte, um allen Wert gekommen; sie gilt nichts mehr und kursiert nur noch als Scheidemünze der Vertraulichkeit oder der Notdurft.“

Das Entstehen einer niederdeutschen Schriftsprache hat nach seiner Meinung „der Genius der deutschen Einheit“ verhindert. Von den wenigen niederdeutschen Dichtungen jener Tage urteilt er (und zwar sehr zu unrecht, weil er keine Ausnahme zuläßt) „sie seien darauf berechnet, wenn auch schon durch den Inhalt, doch zumeist durch die Form des Dialekts eine komische Wirkung bei dem Leser und Hörer hervorzubringen.“ — „Das Plattdeutsche ist zum Spotte geworden“, sagt er. „Es ist verjumpt.“ Er schließt seine Abhandlung mit den Worten: „So werden wir auch, wenn unsere Muttersprache ausstirbt, auf der einen Seite das wieder gewinnen, was wir auf der anderen Seite verloren haben, denn kraft der Schriftsprache fühlen wir

Deutschen lebendig das Band unserer Herkunft und Gemeinschaft, und solchen Vorteil kann kein Stamm glauben zu teuer erkauft zu haben oder um irgend einen Preis hergeben zu wollen.“

Die Folgezeit hat inzwischen gelehrt, daß die deutsche Einheit einen solchen Preis nicht verlangte. August Lübben aber hat später seine Ansicht wesentlich modifiziert und ist sogar zu Gunsten einer gemeinniederdeutschen, gewissermaßen einer Schriftsprache, eingetreten.

Er hat sich als einer der Begründer und als langjähriger Vorsitzender des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, als Herausgeber des Jahrbuches dieser Gesellschaft und als Vollender des mittelniederdeutschen Wörterbuches um die Wertschätzung der plattdeutschen Sprache Verdienste erworben, wie kein Oldenburger vor und nach ihm.

Dem oben mitgeteilten Gedichte zur Verteidigung des Plattdeutschen wird niemand sprachliche Reinheit und Humor absprechen. Bedeutender ist noch der Fastnachtsschwank „Hans Bolt“ von Cropp. Dieser Schwank, gesprochen auf dem Karneval des litterarisch-geelligen Vereins am 27. Februar 1843, erschien im Druck. Obgleich das Büchlein mehrere Auflagen erlebte, gehört es jetzt schon zu den litterarischen Seltenheiten und ist weder in Bibliotheken noch bei Antiquaren zu finden.

Zu Anfang stellt Hans Bolt sich selbst vor.

Es sünd nu plus minus tweehundert Jahr her,
Dat ick hier Schoolmester in Oldenburg weer,
Min Nam is Hans Bolt, ick weer bekannt
As 'n goden Mester in't ganze Land;
So Urogrotöllern, vielleicht hei j't hört,
Gew ick't ABC un 'n Katechismus lehr. —
As ick en söbentig Johr olt weer,
Do reep mi to s'ck un' leeve Herr,
Un leet mi seggen: „Mein guter Bolt!
Von Deinem Tagewerk Du ausruhen sollt;
Du thast Deine Pflicht auf dieser Erden,
Drum sollst Du jetzt Bürger des Himmelreichs werden.“

Hans Bolt wendet sich zwar in gutem Hochdeutsch bittend an den Tod; aber es hilft alles nichts, und er

muß ihm folgen. Bei Sankt Peter erhält er eine Anstellung als Thorhschreiber, und es gefällt ihm sehr:

„'t is wahr, in de Wäk hev ick nich licht.
Man Sönddags, denn stek ick den Stummel in't Gesicht
Nof mit Sint Peter en Piep Toback,
Un holl mit em en Vadderschnack.
Denn Sönddags ward der of in 'n Himmel nicks dahn,
Wer denn anklimmt, blivt vör de Porte stahn.“

Eines Tages wird er von Sankt Peter auf die Erde gesandt, um zu sehen, was für Thorheiten die Oldenburger wieder machen. Er reist im Lande umher, besucht Kirchen und Wirtshäuser, Konzerte und Bälle, liest die „Mitteilungen“ und Kobbes „Humoristische Blätter“ und faßt seine Beobachtungen wie folgt zusammen:

„O Gott in Gnaden, et geht to wiet!
Wenn't daran denk, denn krieg't en Stek in de Siet;

In de Karf gat blot noch de Buren herin,
Jo annern fallt et nich mehr in den Sinn,
Un wenn jo Froens dar noch mal henin gah,et,
Denn dot set blot, um to wiesen ehren Staat.
Ji hol et nich ut, över christlike Lehren,
Den Paster en half Stimm predigen to hören,
Aber of 't heeten mutt: Kunstvereen
To Oldenburg, oder Oldenburger Kunstvereen:
Dever sücke un annere glückiltige Saken,
Daröver kann eener twee Stimm lang schnacken.
Ji weert nich mö, ji dot em anhören,
Um jo naher daröver to mokeren.
Von Pressfreiheit, Landstäm, un siet Dinger mehr,
Spreckt Jeder, as wenn't em dar Ernst um wer,
Aber segt mi, sünd ji de Freiheit woll wert,
Wenn ji der nich Hand un Foot um röhr't?
Vör den Mäßigkeitsvereen hev ick allen Respekt,
Dat heet, wenn dar ordentlich wat achter steckt;
Man jo lang, as et heet: De en Schnavs drinkt,
is en Schwien,
Un ji süßst drinkt all Dag en paar Buddel Wien,
So lang, glövt mi, werd ji mit jo Geschichten
Bi den gemeenen Mann nich veel utrichten.“

Es folgt nun ein humoristischer Ausfall gegen die Geistlichen und rechtgläubigen Kirchenlehrer jener Tage,

die von dem damaligen Liberalismus lebhaft bekämpft wurden. Hans Volt aber sieht ein:

„Wat helpt mi 't Schnaden?

Ik kann jo derr doch nich bäter mit maken,
Mut gar noch ansehn, dat ji daröver lacht.

't is himmelschreiend, förwahr! — Gon Nacht!“

Auch an ernstern Gedichten fehlte es nicht. In der Sammlung mundartiger Dichtungen aller deutschen Stämme, die Firmenich im Jahre 1843 unter dem Titel „Germaniens Völkerstimmen“ herausgab, erschien ein Gedicht „de banter Karthof“, das einiges Aufsehen erregte. Wenn nun auch gewisse Einzelheiten verrieten, daß man es hier nicht mit einem ursprünglichen Erzeugnis der Volkspoesie zu thun hatte, so erkannte man doch seine dichterische Schönheit ganz und voll an. (Der Verfasser war Theodor Kolbe, geb. zu Wiarden 1813 Dezember 13, Pastor in Langwarden, gest. in Tossens 1895 Oktober 30.) Die ersten Strophen lauten:

De Ja' de rullt er' Bulgens,
Grammig is se na Land;
Wat will dat gröne Warsten
So dicht an Waterskant?
Dat is de banter Karthof,
Verlaten liggt he her,
Den het van't Rüsterland stalen,
Bör Tiden dat wilde Meer.
Dat is de banter Karthof,
De liggt butendieks up de Groo,
De Tüiten de roop, un de Seefobb' freit,
De Doen, de hört to.
Na't Osten hennut un Süden
Da strikt de solte Floot,
Un bi dat Waterbrusen
Ik segg' jo, rau't jick good ic.

Anerkennung verdient auch das plattdeutsche Lied, das „de Anwald von Harten in de Freude sines Harten un in aller Unnerthänigkeit“ dichtete, als das griechische Königspaar seine Vermählung in Oldenburg feierte. Es heißt darin:

O Oldenburg! O Bayerland!
Wo geht de hoge See?
De See de geiht, de Wind de weicht,

Wo Griechenland, dat Volkward steiht;
Lat gahn de See!

O Oldenborg! O Bayerland!
Wat will de hoge See?
De See de geiht, de Wind de weicht!
„Up Griechenland jo Eckboom steiht;
Lat gahn de See!“

O Oldenborg! O Bayerland!
Wat will de hoge See?
De See de geiht, de Wind de weicht;
„Jo Rose bi den Eckboom bleiht;
Lat gahn de See!“

O Oldenborg! O Bayerland!
Dat is een Königsjaar!
Dat bleiht so wader, steiht so fast,
Un Lorbeern um de beiden wasjt;
Lat gahn de See!“

Ferner ist aus jener Zeit ein Volksdichter zu nennen, Jan Oltmanns aus Brake, („Jan Oltmanns mit den scheefen Foot“ nennt er sich selbst in einer seiner Reimereien) der wegen seiner originellen Gelegenheitsgedichte noch heute in der oldenburgischen Wesermarsch in gutem Andenken steht. Als Probe diene seine Schilderung der Brake's Zustände nach Einführung des Freihafens Brake:

Dicht bi Brake in dat Land,
Is so'n littjet Hus bekannt.
Dar möt' ji de Ware wiesen,
Na Gebühren to affsiesen.
Pund bi Pund und Ael bi Ael,
Nicht to minn un nich to väl.
Zudderhen, dar steiht'n Pahl,
Mit'n blau un rot Gemahl,
Slangenwies' darumgewunnen.
Disse Pahl will mi verfunnen:
Noch is't Tied, noch is't Tied.
Amers geiht dien Kram dar quiet.
Gröngkleedet kummit denn an,
Bör off achter mi een Mann;
Föhlt up miene dieken Taschen,
Rückt up miene Branntwiensflaschen
Ahne Schien, ahne Schien
Is mien ganze Vorrat sien.



Droppt man mi is an mit Solt,
Helpt nien Sulver un nien Gold,
Helpt nien Truggeln un nien Bitten,
Vor dat Solt mut ick mi sitten
Ganz gewiß, ganz gewiß
Gah ick Avelgunn*) nich miß.

Darum, Lü, nehmt Zo in acht,
Wenn ji smuggelt, mit Bedacht.
Handelt, kopt und handelt wiese,
Wenn Ji smuggelt, smuggelt liese.
Bi de Nacht, bi de Nacht,
Duchd mi, is de beste Jagd.

* * *

Das rege litterarische Leben, das in den 40 er Jahren in Oldenburg herrschte, blieb nicht ohne wohlthätige Rückwirkungen auf die anderen Künste. Insbesondere war es die Malerei, der man großes Interesse zuwandte. Die kunstbegeisterten und kunstverständigen Mitglieder des litterarisch-geselligen Vereins gaben die Anregung zur Gründung des oldenburgischen Kunstvereins (1843), der schon im Februar dieses Jahres im großen Kasinoaale seine erste Ausstellung veranstaltete, der sich im Laufe desselben Jahres nicht weniger als zehn weitere anschlossen. Außer Werken von Tischbein und Strack brachte die Abteilung für moderne Malerei auch Gemälde zweier anderer Künstler, von denen der eine Däne von Geburt, jedoch in Oldenburg anässig, der andere dagegen geborener Stadtoldenburger war, Ferndorff und Willers.

Just Ulrik Ferndorff (geboren zu Kopenhagen am 30. Dezember 1806, gest. zu Oldenburg 27. Oktober 1847) gehört nicht zu jenen Künstlern, die durch ihre Kunstwerke sich ein bleibendes Andenken geschaffen haben. Was er als selbständiger Künstler geleistet hat — Landschaften und Porträts — gehört nicht zu den hervorragenden Leistungen auf diesem Gebiete. Was ihm einen ehrenvollen Platz in der heimischen Kunstgeschichte verschafft hat, ist seine Thätigkeit als Restaurator der Bilder in den oldenburgischen Schlössern. Ferndorff wurde in Oldenburg bald heimisch und schloß sich eng an die Mitglieder des litte-

*) In Dvelgönne war das Landgericht.

rarisch-geselligen Vereins an, die ihn wohl zu schätzen wußten und in ihrer Rücksichtnahme auf den dänischen Künstler soweit gingen, daß sie es ruhig hinnahmen, als er ihnen im Jahre 1845 einen Vortrag hielt: „Ueber den Sprachenstreit in Schleswig, vom dänischen Standpunkte.“ Zu seinen nächsten Freunden gehörte Starklof. Ihm verdanken wir auch ein lebhaft und anschaulich geschriebenes Charakterbild des Künstlers: „Hochgewachsen, schlank, rasch von Bewegung — auf langem Halse ein frisch blühendes, offen freies Gesicht, mit blauen Augen, gedankenheller Stirn, von weichblondem Haar und rötlichem Bart umgeben — man sah ihm den Künstler an und fühlte sich zu ihm hingezogen. Gutmütigkeit, Verstand, Treue und Wohlwollen, sprachen aus diesen Zügen. Und auch seine Stimme hatte einen ansprechenden Klang, sie war nicht ganz frei von jener etwas süßlichen Beimischung dänischen Accentos, aber das Organ selbst, wie es aus der Brust hervortönte, verwischte mit seiner Stärke jede etwas schwächliche Wirkung, die unangenehm hätte werden können. In allem das unverkennbare Gepräge einer durchaus reinen Natur.“

Zerndorff war nur ein kurzes Leben beschieden. Er starb an Entkräftung, erst 41 Jahre alt. Seine Frau, ebenfalls aus Kopenhagen gebürtig, blieb als Witwe mit drei kleinen Knaben zurück. „Nie, nein, meines Wissens durchaus nie,“ sagt Starklof, „ist hier bei uns ein Mann gestorben, der so ungeteilt, so mit gar keiner anderen Empfindung gemischt, die Liebe, die Hochachtung, die Herzen aller besessen hat, welche ihn kannten, ja, welche mit ihm in flüchtige Berührung kamen.“

Ist der Name Zerndorff nur einem kleinen Kreise bekannt, so kennt dagegen den Namen Ernst Willers jeder, der sich auch nur oberflächlich mit der Geschichte der Malerei beschäftigt hat. Von den oldenburgischen Schriftstellern ist es namentlich Adolf Stahr gewesen, der lebhaft und mit Erfolg für Willers eingetreten ist.

Ernst Willers wurde im Jahre 1804 als Sohn des Wirtes in „Neuen Hause“ zu Oldenburg geboren. Während seiner Schulzeit — er besuchte die unteren Klassen des Gymnasiums — zeichnete er sich nicht sehr aus. Vielmehr

hatte der Schreibmeister der Schule seine liebe Not mit ihm, da der angehende Künstler die Schriftformen mit allerlei Zügen eigener Erfindung zu zieren pflegte. Als Willers 16 Jahre alt war, that ihn sein Vater bei einem Malermeister in Barel in die Lehre. Hier übte er drei Jahre lang fleißig das Anstreichen von Wänden und Geräthen und war gleichzeitig die Stütze der Hausfrau. Nur wenig Zeit blieb ihm, Landschaften, Blumen u. zu zeichnen. Als seine Lehrzeit abgelaufen war, ward es ihm möglich, die Akademie zu Düsseldorf zu besuchen, wo er Landschaften kopierte. In Dresden setzte er seine Studien fort, zeichnete aber nach der Natur. In München malte er zwei Jahre unter Kottmann, und hier war es, wo er den Königssee in Nebel und Sonnenschein malte und einen bedeutenden Erfolg erzielte. Er kehrte nunmehr in die Heimat zurück und machte im heimischen Hasbrot seine Eichenstudien. Der Großherzog ermöglichte es dem Künstler, im Jahre 1835 eine Reise nach Italien anzutreten. Hier, in dem gelobten Lande der Kunst, begann eine neue Periode des Künstlers. Ein echter Niedersachse, entwickelte er sich nur langsam, und nach und nach erst vermochte er zur richtigen Auffassung der italienischen Landschaft durchzudringen. Dann aber schuf er wahre Meisterwerke. Trotz der großen Anerkennung, die er seitens der Künstler fand, vermochte er Not und Entbehrung nicht von sich fern zu halten. Er war ein Mann von starrem Sinn, von langsamem, gewissenhaftem Fleiß, und im gesellschaftlichen Verkehr zeigte er eine seltsame Unbehilflichkeit. Er wußte sich bei den Fremden, die Rom aufsuchten und die Werke der Maler kauften, nicht bemerklich zu machen. Sein Landesherr aber förderte und unterstützte ihn durch zahlreiche Bestellungen. Der feinsinnige Hermann Hettner urtheilte in den 40er Jahren über ihn: „Er ist einer der bedeutendsten Landschaftsmaler, die wir haben, ein echter Künstler durch und durch, einer von den wenigen, die fern von aller schulmäßigen Nachahmung und Manier sich aus dem lebendigen Quell ihres Geistes einen wahrhaft künstlerischen Styl gebildet haben.“

Adolf Stahr der ihn während seines römischen Aufenthaltes oft und gern besuchte, schildert den Eindruck,

den er von Willers und von seinem Atelier empfing, folgendermaßen: „Ein echter Sohn des blonden Nordlandes, das scharf geschnittene, schroff geformte und doch so ungemein gutmütige Angesicht von dem stattlichsten blonden Barte umschattet, eine Figur, die unwillkürlich an die alten Künstlergestalten erinnert, tritt uns entgegen, unbehilflich in jeder Form moderner künstlicher Geselligkeit, aber eine Seele, rein wie Gold. Aus jedem Zuge seines Wesens, aus jedem Worte, spricht die echte Künstlernatur. Die Wände seines Ateliers sind bis zur hohen Decke hinauf geschmückt mit einer Reihe der ausgezeichnetsten Studien und Skizzen, von denen er einen Teil als Ertrag einer nach Sizilien und Griechenland kürzlich unternommenen Reise zurückgebracht hat. Daneben findet ihr die ganze Großartigkeit der Campagna di Roma, die romantische Wildheit der Sabinergebirge, Felsen- und Baumstudien in einer Fülle, wie sie keiner der jetzt in Rom lebenden Landschaftsmaler aufzuweisen hat, und die mit den zahllosen Schätzen seines Portefeuilles an Handzeichnungen vielleicht einmal einen Kunsthändler zum reichen Manne machen werden. Selten ist der Charakter eines Künstlers so ganz mit seinen Werken in eins verwachsen, wie bei Willers, dessen rauhe, eckige, aber granitfeste und dabei doch wieder so kindlich einfache und gutmütig liebenswürdige Natur in seinen wilden Felsgebirgen und gewaltigen Eichen, wie in der Lieblichkeit seiner duftigen Thäler, seiner sonnenglühenden Fluren und Meeresgestade so treu sich wieder spiegelt.“

In Albano war Joseph Victor von Scheffel, der ihn stets als seinen Meister pries, mit Willers zusammen. In einer seiner launigen „Römischen Episteln“ (1852) schildert der süddeutsche heitere Dichter den knorrigen norddeutschen Künstler folgendermaßen: „Item, war eyn hiedriger deutscher Maler Willers bei uns, so auf vierzehnjährigem Aufenthalt in Rom gelernet, wie man den Italiener traktieret, auch eyne vollständige Kollektion sämtlicher Fluch auf italienisch in hatte; und wann die Beschwerden über schmale Behrung sich gehäufet, so sagte derselbig — als wie ein Patriarch, so für die Seinen sorgt: „Ich werde eynmal mit dem padrone reden.“ Kam aber

eyn solch Donnerwetter über besagten Calpini, und gewürzt mit den besten Grüßen, z. B. che vi pigla un accidente; „mög' Euch die fallend Sucht in die Glieder fahren!“ oder: figlio d'un cane — oder cazzo matto u., also daß derselb wieder eglisch Tag lang eyn ganz copiose Mahlzeit herrichtete.“

Bemerkenswert sind die Worte, die der Graf Schack dem Künstler widmet: „Durch 27jährigen Aufenthalt in Rom war er fast zum Italiener geworden; aber auch Griechenland hatte er auf zweimaligen Reisen genau kennen gelernt. Und selbst als er im Alter in seine nordische Heimat zurückgekehrt war, blieb sein Sinn immer diesen beiden Ländern zugewandt. Mir vergönnten günstige Sterne noch, in jedem Winter den geliebten Süden wieder aufzusuchen, während er, durch die Verhältnisse und das zunehmende Alter an den deutschen Herd gebannt, sich in hoffnungsloser Sehnsucht nach dem milderen Himmel verzehrte. Aber vielleicht ist gerade diese Entfernung von jenen ihm so teuren Ländern den Werken seiner letzten Lebensjahre zugute gekommen. Nachdem er die Umrisse der früher geschauten Landschaften in trefflichen Zeichnungen und Farbenskizzen mit nach Hause gebracht, umkleidete die Ferne dieselben mit noch magischerem Glanze, ließ ihm die Erinnerung noch wärmere Tinten für die Ausführung.“ — Ueber Willers „Ansicht der Akropolis von Athen“ urteilt Schack, „daß man bei Betrachtung des Gemäldes die Hochburg von Athen fast kennen lernen könne, wie aus der Anschauung der Wirklichkeit“. Ernst Willers starb in München im Jahre 1880.

* * *

Auch die Frau Musica stand in hohen Ehren und fand zahlreiche und begeisterte Anhänger und Jünger.

Vom Jahre 1810 an hatte Oldenburg eine herzogliche Kammermusik entbehrt. Die französische Zeit hatte ihr das Ende bereitet, und nach derselben hatte der Herzog Peter sie nicht wieder ins Leben gerufen. Der Großherzog Paul Friedrich August gründete im Jahre 1832 die herzogliche Hofkapelle und berief als ihren Dirigenten den Professor August Pott (geb. am 7. November 1806

zu Northeim als Sohn eines Stadtmusikus; seit 1861 pensioniert; gest. in Graz am 27. August 1883). Der neue Dirigent, der sich bei Spohr in Kassel ausgebildet hatte, war ein Violinenvirtuose von Weltruf. Der König Friedrich VI. von Dänemark hatte ihm Rang und Titel eines Professors verliehen. Professor Pott hat auf das musikalische Leben Oldenburgs nicht den Einfluß ausgeübt, den er hätte ausüben können. Einmal war er monatelang auf Reisen, um den rasch welkenden Lorbeer des Virtuosen zu erwerben, dann aber brachte ihn sein reizbares Naturell wiederholt in Gegensatz sowohl zu seinen Vorgesetzten, als auch zum Singverein, den er dirigierte. Er hat das Verdienst, die Beethovenschen Symphonien durch die Konzerte der Hofkapelle in Oldenburg eingeführt zu haben. Ihm folgte als Dirigent des Singvereins schon im Jahre 1837 Carl Ph. Franzen (geb. am 3. Juli 1802 in Winsen a. d. Aller, gest. zu Oldenburg am 19. November 1873), ein liebenswürdiger, auch als Liederkomponist begabter Mann, der aber zu bescheiden war, als daß er seine Kompositionen weiteren Kreisen zugänglich gemacht hätte.

Die Militärkapelle, die sich im Beginne des dritten Jahrzehntes keines besonderen Rufes erfreute, erhielt in Carl Albert Közler einen Dirigenten, der sie bald auf eine hohe Stufe der Vollendung brachte und ohne Zweifel zu den begabtesten und originellsten Künstlern gehört, die Oldenburg je besessen hat. Közler, geboren am 24. September 1808 zu Potsdam, war im dortigen Waisenhause erzogen worden, hatte in der Militärkapelle des Kaiser Franz-Grenadierregiments in Berlin seine musikalische Ausbildung genossen und war gegen Ende der 30er Jahre nach Oldenburg gekommen. Es war ein ebenso fleißiger als begabter Komponist. Seine Militärmärsche, seine Lieder für gemischten Chor, seine Männerquartette und vieles andere sind leider Manuskript geblieben. Im Jahre 1867, als das bis dahin oldenburgische Militär dem Verbände der preussischen Armee einverleibt wurde, wurde Közler auf sein Ansuchen pensioniert. Er verstarb in Osterburg am 11. Mai 1884.

Neben dem Singverein ist als bedeutender Faktor des musikalischen Lebens in Oldenburg die „Liedertafel“ zu



nennen. Dieser Verein wurde gegründet am 3. November 1832 und zählte zu seinen Mitgliedern die angesehensten Männer der Stadt. Gesungen wurde in der von Hartenschen Weinstube an der Achternstraße (Nr. 1, jetzt der Firma Cassens gehörig). Die Feste der „Liedertafel“ wurden abgehalten im Meyerschen Gasthose am Markte (Nr. 4, „Hotel zum Erbgroßherzog“) oder im Saale des Weinhändlers von Harten an der Langenstraße (Nr. 67, Hotel Fischer). Mehrere Male wirkte die „Liedertafel“ auch mit in den Konzerten der Hofkapelle. Unter den Dirigenten des Vereins sind zu nennen: Pott, Franzen und Rösler. Mehrfach wurden auch Kompositionen der Dirigenten geübt. Ganz besonders gerühmt wird Röslers Komposition der „Drei Schneider beim Gastwirt zu Ingolstadt, von Carl Herloßsohn“.

Im Jahre 1846 schloß sich die „Liedertafel“ mit anderen Gesangvereinen der Residenz (Odeon, Teutonia, Gesellengesangverein, Unteroffiziergesangverein u.) zu einem Sängerbunde zusammen, der auf die Pflege des Gesanges sehr fördernd einwirkte, bis die Wirren des Jahres 1848 wie so vielen anderen auch ihm den Garaus machten. —

Einer liebevollen Pflege erfreute sich die Musik auch in dem kleinen Jever. Es brachte in dieser Zeit einen Mann hervor, der als Violinvirtuose weit über die Grenzen Deutschlands hinaus Aufsehen erregte, Johann Kemmers. Dieser berühmte Sohn des Jeverlandes wurde am 12. Januar 1805 als Sohn des Jeverischen Stadthandikus geboren. Er wurde ein Schüler von C. Nieß in Berlin. Schon im Jahre 1822 finden wir ihn als kaiserlich-russischen Kammermusikus in Petersburg. Im Jahre 1836 ließ er sich pensionieren. Sein Ruhegehalt (600 Thaler) durfte er im Auslande verzehren. Er begab sich nun zunächst nach Paris und vollendete dort seine Ausbildung als Violinvirtuose. Von einem starken Wandertriebe befeelt, bereiste er dann Holland, Belgien, Frankreich, Dänemark, Ungarn u. Selten nur hielt er sich in Deutschland auf. Er starb bereits am 28. Januar 1847 im Haag, wo er auch begraben liegt.

7. Die Gründung des oldenburgischen Hoftheaters. Julius Moser.

Es war im August des Jahres 1830, als etwa hundert der einflußreichsten und wohlhabendsten Einwohner der Stadt Oldenburg ein als vertraulich bezeichnetes Circular erhielten, in welchem vorgeschlagen wurde, eine Aktien-gesellschaft zum Bau eines Theaters zu gründen und durch Zeichnung von Aktien á 100 Thaler ein Kapital von 8000 Thalern Gold zusammenzubringen. Die Einzelheiten waren verlockend genug. Die Aktionäre sollten im Theater ermäßigte Preise zahlen; der Ertrag einiger Benefizvorstellungen sollte dazu dienen, die Aktien nach und nach abzutragen, und eine „reservierte Loge“ sollte die baulichen Unterhaltungskosten decken. Dieser Vorschlag, so annehmbar er erscheint, fand keinen Anklang. Noch 2 Jahre sollten vergehen, bevor der Wunsch der Oldenburger Theaterfreunde, ein Schauspielhaus zu erhalten, in Erfüllung ging. Im Jahre 1832 faßte der Direktor des Bremer Stadttheaters, Gerber, den Plan, eine Filiale in Oldenburg zu errichten. Der Hofrat Starklof unterstützte ihn auf das lebhafteste. Einen besseren Freund aber konnte sich der Bremer Theaterdirektor nicht wünschen. Der Großherzog brachte dem Vorstande seiner Kabinettskanzlei das größte Vertrauen entgegen, und in allen Kreisen wußte der geistvolle und wichtige Hofrat seinen Ideen und Plänen Geltung zu verschaffen. Er wußte den Zimmermeister Muck, einen Mann, der das Wort „unmöglich“ nicht kannte, für den Bau eines Theaters zu gewinnen. Meister Muck ging unverdrossen ans Werk und begann im November 1832, also zu einer sehr ungünstigen Jahreszeit, den Bau des Hauses auf einem Grundstücke, das den Namen „Glende Buden-Bastion“ führte und vom Großherzoge zu Theaterzwecken geschenkt worden war. Der Bau auf dem ungünstigen Baugrunde wuchs rasch empor. Aber die Oldenburger sahen das Werk des Meisters Muck sehr mißtrauisch an, und nach dem allgemeinen Urtheil würde niemand ohne Lebensgefahr das neue Haus betreten können. Schon war der Tag der Eröffnung nahe, und immer noch hatte sich das Bedenken nicht gelegt. Da half ein wackeres Soldatenstücklein aus der guten alten Zeit dem Baumeister



aus allen Nöten. Ein oldenburgischer Hauptmann führte seine Kompagnie, deren Zustimmung er sich vorher vergewissert hatte, in das Haus. 150 Mann stürmten unter Lärmen und Lachen die Treppe zur Gallerie hinauf und — „es frachte auch nicht ein Stückchen Holz“, wie Starklof berichtet. Die nachträgliche amtliche Untersuchung hatte natürlich das beste Ergebnis, und das ängstliche oldenburgische Publikum war beruhigt. Starklof hatte indessen die Tücken der Bretterbude zur Genüge kennen gelernt. Er war einmal die dunkle Treppe hinabgestürzt, war ein anderes Mal in einer offen stehenden Versenkung verschwunden und hatte sich schließlich in den zugigen Räumen eine nicht ungefährliche Halsentzündung zugezogen.

Alle diese Unannehmlichkeiten aber waren vergessen, als er der Eröffnung des Theaters am 21. Februar 1833 beiwohnen konnte. Das Haus war gefüllt, aber an Vergernis fehlte es nicht. Der Prolog, den er gedichtet hatte, wurde von Gerber schlecht gesprochen, dem Publikum fehlte es völlig an Schulung. Ein unschuldiger Theaterzettel, der von der Gallerie herunterflatterte, erzielte einen großen Heiterkeitserfolg, und ein buntes Glasfenster in einer Saaldekoration riß das Publikum zu lauten Beifallskundgebungen hin. Die Vorstellung selbst („Der Schnee, Komische Oper in 4 Akten nach dem Französischen des Scribe, Musik von Auber“) fand ebenfalls seinen Beifall nicht. Es war aber doch ein Anfang gemacht, und bei Ausdauer und Fleiß ließ sich von der Zukunft Besseres erwarten.

Vorläufig allerdings galt es, das Publikum für das Theater zu erziehen. Die Herren hatten große Neigung, die Proben zu besuchen und sich während der Vorstellung auf die Bühne zu begeben, wie es bei den Wandertruppen anstandslos gestattet gewesen war. Die Damen aber hatten für jene Gliederung der Gesellschaft, wie sie nun einmal im Theater üblich ist, so wenig Verständnis, daß sie ihren Dienstmädchen sogar Billets für Logenplätze schenkten. Eine solche Nachbarschaft war den übrigen Inhabern der Logenplätze nicht gerade angenehm. Die Dienstmädchen tauschten deshalb die Logenbillets gegen Galleriebillets um und

verlangten zur großen Enttäuschung des Direktors ein Herausbezahlen des übrigen Geldes, natürlich vergeblich.

Der Direktor Gerber that sein Möglichstes. An Opern wurden z. B. gegeben „Der Barbier von Sevilla“, „Die Stumme von Portici“, „Fra Diavolo“, „Joseph in Egypten“ u. c.; an Dramen „Egmont“, „Wallensteins Lager“, „Wallensteins Tod“, „Der Prinz von Homburg“ u. c. Sehr zu bedauern aber waren die armen Künstler und Künstlerinnen, die nach Schluß der Oper noch während der Nacht nach Bremen zurückreisen mußten, um dort am anderen Tage wieder thätig sein zu können. Sie führten ein wahres Sklavenleben.

Mit Beginn des nächsten Spieljahres engagierte Gerber für Oldenburg ein besonderes Personal. Den Mitgliedern des Opernpersonals war nur mit Genehmigung des Bremer Senats ein Auftreten in Oldenburg gestattet. Das Theatergebäude war bereits in einem schlechten Zustande. In den Holzwänden waren Risse entstanden, die mit Werg ausgestopft wurden. Da fand man den besten Ausweg: die Hofverwaltung kaufte die Bretterbude an, ließ sie mit Backsteinen ausbauen, neu fundamentieren und andere Verbesserungen anbringen. Die ganze Ausgabe betrug 7000 Rthlr. Gold. Innerhalb der beiden nächsten Jahre erfuhr das Gebäude eine Vergrößerung und eine Verschönerung seiner Fassade; auch wurde ein Dekorationschuppen erbaut. Die Gesamtkosten betrugen 3370 Thaler Gold. Damit war der Ausbau des alten Theaters beendet, und der „alte Kasten“ hat bis 1881 seinem Zwecke gedient.

Einen bedeutenden Fortschritt machte das Oldenburger Theater dadurch, daß es sich völlig von Bremen freimachte. Gerber gab die Direktion des Bremer Theaters auf. Aber wenn nunmehr auch die Opernvorstellungen wegfallen mußten, die Selbständigkeit war dadurch nicht zu teuer erkauft. Schon in den ersten Jahren seines Bestehens berücksichtigte das Theater auch besonders Dichtungen heimischer Autoren. So wurde Weinhöfers „Maria von Jeber“ aufgeführt (6. Oktober 1833) und Kobbes „Hamlets Geist“ (26. März 1835). Letzteres Stück erlebte eine Niederlage. Unter den Künstlern und Künstlerinnen, deren Namen schon

in der ersten Zeit auftraten, sind zu nennen Gustav Moltke, Köfide (1798 bis 1837), Hermann Röpe (1801—1843), Carl Jenke, der in Düsseldorf unter Zimmermann thätig gewesen war, Ludwig Berninger (1801 bis 1873), Madame Moltke, Frau Veronika Jenke. Auch der Musik bot das neue Haus ein Heim. Unter Leitung des Hofkapellmeisters Pott fanden Vokal- und Instrumentalkonzerte statt. So gab der Violinvirtuose Kemmers ein Konzert, und in den Zwischenakten ließen sich gelegentlich fremde Musiker von Bedeutung hören.

Außerordentliche und bleibende Verdienste um das oldenburgische Theater hat sich im ersten Jahrzehnt seines Bestehens Ludwig Starklof erworben. Er war nach seinen eigenen Worten „Intendant, Direktor, Regisseur, Theatersekretär, Garderobenvorstand und noch manches andere“. Im Frühjahr 1842 wurde er auf sein wiederholtes Ansuchen seines Amtes entlassen. Ohne Verstimmung scheint er nicht geschieden zu sein. Das ergibt sich aus seinen Worten: „Welche eigentlichen Beweggründe mich veranlaßt haben, das Theater aufzugeben, dem ich gewiß recht nützlich gewesen bin und noch lange hätte nützen können, das gehört nicht hierher“. Julius Moser widmet ihm die ehrenden Worte: „Die geistige Regsamkeit des neuen Bühnenvorstandes, dessen lebhafter Kunstsinne sich hier mit Glück und Geschick in Thätigkeit setzte, legte um so sicheren Grund zu dem neuen Theater, je weiser man sich auf das rezitierende Drama beschränkte und die Vergendung der Kräfte und der Teilnahme des Publikums in der Oper vermied“.

Im Jahre 1842 erhob der Großherzog Paul Friedrich August das Theater zum Hoftheater und ernannte den Kammerjunker von Gall zum Intendanten. (Ferdinand v. Gall war der Sohn eines hessischen Generals.)

Herr v. Gall hatte sich bereits als Reiseschriftsteller einen Namen gemacht; durch seine schriftstellerische Thätigkeit und durch seine Familienverbindungen — er war ein Schwager Levin Schückings — stand er in Beziehung zur deutschen Presse und zur Schriftstellerwelt. Diese Beziehungen, die er zu erweitern strebte, ermöglichten es ihm, bei der Presse Interesse für das oldenburgische Hoftheater zu erwecken, das dem Ansehen des Instituts nur

förderlich sein konnte. Ein kluger, gewandter und liebenswürdiger Herr, der sein Licht nicht unter den Scheffel stellte, für den Rat tüchtiger Männer nicht unzugänglich, zuvorkommend auch gegen das Personal, so tritt uns der neue Intendant entgegen.

Aus dieser kurzen Charakteristik ergibt sich schon, daß er in mancher Beziehung das Gegenstück von Starklof war. Dieser scheint ihm nicht gerade hold gesinnt gewesen zu sein. Man merkt leicht, worauf er zielt, wenn er in seinem Berichte über seine Theaterverwaltung vom Jahre 1846 sich folgendermaßen ausspricht: „Von Theorien, hochfliegenden Plänen, ästhetischen Träumen, Umbahnung einer neuen Kunstichtung und all dem Geklingel, womit die unpraktischen Begriffspalter sich spreizen und wichtig machen, war keine Rede gewesen, das Theater wuchs und entwickelte sich nach innen und außen, bekam in der Fremde einen Ruf — alles, ohne daß darüber viel in die Trompete gestoßen wäre. Was sollte man auch posaunen? — ein kleines Theater mehr oder weniger in Deutschland — es wäre lächerlich, darüber groß Gerede zu machen!“

Gleichzeitig mit v. Gall traten Carl Dietrich und Herbert König in den Verband des oldenburgischen Hoftheaters. Als ein Vertreter wahren Humors ist Dietrich auch bei dem heutigen Geschlechte noch unvergessen. Herbert König machte sich später als Zeichner humoristischer Genrebilder einen Namen. Sein schauspielerisches Talent war unbedeutend.

Das erste Theaterjahr unter dem neuen Intendanten brachte auch zum ersten Male eine Dichtung eines Dramatikers auf die Bühne, der bald in innige Verbindung mit Oldenburg treten sollte. Am 24. Januar 1843 verkündigte der Theaterzettel: Zum ersten Male: „Der Sohn des Fürsten“, Trauerspiel in 5 Akten von Julius Mosen. (Manuskript.) Das folgende Theaterjahr brachte abermals ein Drama dieses Dichters: „Herzog Bernhard der Große“. Julius Mosen war selbst anwesend und leitete die letzten Proben. Die Aufführung war sehr gelungen, und der Dichter, der nach der Vorstellung von dem dankbaren Publikum gerufen wurde, ließ durch die Intendanten den Künstlern seinen wärmsten Dank aussprechen. Bald darauf

wurde Julius Moser zum Dramaturgen des oldenburgischen Hoftheaters berufen. Schon Dezember 1843 hatte er sich zur Annahme dieser Stelle bereit erklärt. Am 20. Mai 1844 erfolgte die Ernennung.

Das Verdienst, diesen Dichter für Oldenburg gewonnen zu haben, gebührt neben Herrn v. Gall Adolf Stahr. Es ist hier der Ort, um auf die Theaterberichte Stahrs näher einzugehen.

Die Theaterberichte von Adolf Stahr erschienen in den „Mitteilungen“, den „Humoristischen Blättern“, der „Bremer Zeitung“ sowie in der „Weser“, „Rölnischen“ und „Rheinischen Zeitung“. Die meisten derselben faßte er zusammen zu seiner „Oldenburgischen Theaterschau“, die im Jahre 1845 in zwei Bänden in der Schulze'schen Buchhandlung erschien. Da Stahr sich bereits auf dem Wege nach Italien befand, als das Werk noch unter der Presse war, so übernahm es Julius Moser, der Arbeit seines Freundes ein Geleitwort mit auf den Weg zu geben.

Die „Oldenburgische Theaterschau“ ist nicht nur für die Geschichte der Oldenburger Bühne, sondern für die des deutschen Theaters überhaupt von Bedeutung. Stahr kämpft für das neue Drama, „dies wirklich historische Drama“, das nur entsteht, „wenn der Dichter einen Stoff der Geschichte ergreift, welche für das Volk Geschichte ist, wenn er von den Ereignissen der Vergangenheit begeistert wird, die in Freuden und Schmerzen der Gegenwart, in ihren Gedanken und Gefühlen, in ihren Festen, in ihren Verwickelungen und Verschuldungen noch nachklingen.“

Dabei kämpft er mit Geschick und Begeisterung. Daß er sich gelegentlich von persönlichen Sympathien und Antipathien stark leiten läßt, ist bei seinem Temperamente begreiflich. Wie er das Verhältnis der Kritik dem Schaffen des Künstlers gegenüber auffaßt, das zeigen die schönen Worte, „daß nur derjenige wahre, gerechte Kritik üben könne, der durch eigene litterarische Leistungen die Einsicht gewonnen hat, wie unvollkommen durch die äußere Darstellung stets jede Intention zur lebendigen Erscheinung gelangt.“ Er ist deshalb auch kein Freund jener Kritik, „die sich über das Kunstwerk wie Scheidewasser zerlegend

und auflösend ergießt.“ Wo er überzeugt wird, geirrt zu haben, da giebt er nach.

Einmal hatte er den „Prinzen von Homburg“ von Heinrich v. Kleist sehr abfällig beurteilt. Er hatte es ein „totgeborenes Produkt“ genannt, „in welchem alle Wahrheit in ihr Gegenteil verwandelt worden“, ein Stück, das ihn „fünf lange Akte hindurch auf die Folter gespannt, daß er zwischen Lachen, Widerwillen und Ekel in allen Nuancen herumgeworfen und am Ende mit allen Symptomen geistiger Seerkrankheit nach Hause gegangen sei.“ Da trat Mosle für den Dichter und sein Werk ein. In wahrhaft glänzender Beweisführung zeigte er, daß der unglückliche zerrissene Heinrich von Kleist „ein Dichter und ein edles Herz“ war, und daß sein Stück an Goethes beste Dramen erinnert. „Aus den Charakteren entspringen dort wie hier die Konflikte, aus den Charakteren von innen heraus erfolgt die Heilung und Versöhnung.“ Mit Freude begrüßt er es, daß der „Prinz von Homburg“ eins der wenigen echt nationalen Dramen ist, die wir besitzen.

Stahr ließ sich überzeugen; die beiderseitige Aussprache aber hatte die Folge, daß Stahr und Mosle die besten Freunde wurden. Die Besprechung des „Prinzen von Homburg“ aber ist nicht in die „Theaterschau“ aufgenommen.

Aus der Zeit der Entstehung seiner Kritiken, einer Zeit des Ringens und Kämpfens, erklärt es sich auch, daß Stahr zur Begründung seiner Behauptungen oft weit ausholt. Der großen Masse gegenüber ist freilich sein gelehrtes Rüstzeug wirkungslos gewesen. Für sie hat er seine Kritiken auch wohl schwerlich berechnet. Die Kritiken der „Oldenburgischen Theaterschau“ haben jetzt ein vorwiegend historisches Interesse. Aber wer sie zur Hand nimmt, der wird durch eine Fülle geistvoller Bemerkungen und treffender Hinweise reichlich belohnt. Dahin rechnen wir z. B. seine Ausführungen über die Bedeutung des Theaters, über die Unentbehrlichkeit eines Dramaturgen; ferner über die große Bedeutung eines Prologs, dessen nach Stahrs Ansicht jedes ernste dramatische Kunstwerk bedarf, namentlich wenn es zum ersten Male vorgeführt wird.

„Die trennende Kluft zwischen der Alltagswirklichkeit und der den Zuhörer erwartenden idealen Welt wird unmerklich ausgefüllt, und wir treten in die letztere mit einer gesammelten Stimmung ein, die wir uns selbst ohne jene Vermittlung zu geben unvermögend sind.“

An dem Aufblühen des Oldenburger Theaters hat Stahr ohne alle Frage großen Anteil gehabt.

In einem Vortrage, den Herr von Gall am 23. Februar 1844 im litterarisch-geselligen Verein hielt, sprach er seine Ansicht von der Stellung und der Aufgabe eines Bühnenvorstandes offen aus. Dieser Vortrag zeichnet sich zwar durch Wärme und großes Wohlwollen den Schauspielern und Dichtern gegenüber aus. Neue oder bedeutende Gedanken aber bringt er nicht. Eine Ausnahme macht nur der Abschnitt, in welchem er mit großer Kühnheit für die Anstellung eines besonderen Dramaturgen eintritt. „Soll das Theater als Kunstinstitut den Beruf erfüllen“, so sagt er, „welcher ihm von einer höheren geistigen Bildung eingeräumt wird, dann muß dem Intendanten ein Bühnendichter als Dramaturg zur Seite stehen, nicht um den Bühnenvorstand bei Leitung der Proben überflüssig zu machen, sondern um sich wechselseitig zu ergänzen.“ Der Dramaturg wird die Dichtung richtig auffassen und bei den Proben der künstlerischen Seite seine volle Aufmerksamkeit schenken können. Seinem Urtheile werden die Darsteller das ihrige gern unterwerfen. Er kann wirklich gute Stücke, die aber nicht bühnengerecht sind, bearbeiten; er endlich ist die gegebene Kraft, um bei feierlichen Gelegenheiten für die nötigen Festspiele und die üblichen Prologe zu sorgen.

Muß man einmal den Mut anerkennen, mit dem von Gall seine Ueberzeugung ausspricht, „daß durch die Mitwirkung eines Dramaturgen ein Theater erst in Wirklichkeit Anspruch auf den ehrenvollen Titel „Kunstinstitut“ werde machen können“, so muß man gleichzeitig lobend hervorheben, daß er jegliche persönliche Eitelkeit beiseite setzte.

Einen solchen Dramaturgen erhielt das oldenburgische Hoftheater noch im selben Jahre in der Person eines Mannes, der durch seine Dichtungen und durch sein tief-

tragisches Geschick die Blicke seiner Zeitgenossen auf sich zog, und dessen Lieder noch jetzt im Munde des deutschen Volkes leben und weiter leben werden: Julius Moser.

Julius Moser wurde am 8. Juli 1803 zu Marieney im sächsischen Erzgebirge geboren, woselbst sein Vater Lehrer war. Er war das erste Kind seiner Eltern; später gesellten sich noch drei Brüder und zwei Schwestern hinzu. Julius Moser war ein treuer Sohn seiner vogtländischen Heimat. Von seinem Jugendleben hat er farbig und reizvoll in den „Erinnerungen“ erzählt. Diese Erinnerungen, die er am 18. Oktober 1848 in Oldenburg zu schreiben begann, sind leider nicht vollendet, da das türkische Leiden dem Dichter die Feder zu früh aus der Hand wand. Was aber davon vorhanden ist, berechtigt zu dem Urtheil, daß die „Erinnerungen“ in ihrer Vollendung zu den herrlichsten Schöpfungen des Dichters gehört haben würden. Wie Heimweh tönt es aus diesen „Erinnerungen“, Heimweh nach den erlendurchzogenen Thälern seiner Heimat, die er in Wort und Lied so oft gepriesen hat. Da zeigt er uns „das vogtländische Hügelland an der Abdachung des sächsischen Erzgebirges mit seinen Waldeinsamkeiten, in welche gar schmale Wiesenthäler, oft nur wie grüne Streifen, mit hier und dort weit, gar weit auseinanderliegenden kleinen verirrten Häusern sich hineinverlieren und stundenweit den Blick nach sich ziehen, als müßte dort weit hinten in der Ferne unter den harztropfenden Tannen, dort, wo die Berge terrassenartig in dunkler Bläue emporsteigen, irgend ein Geheimnis verborgen sein, das uns an sich lockt und sich uns gern enthüllen möchte.“ Mit Wehmut gedenkt er seines Vaters. „Es wachet noch immer in mir ein wehmütiges Gefühl auf, stellt sich mir das Bild meines Vaters und sein beengter Wirkungskreis als Schul-lehrer auf dem Lande, welchen er mit seinen reichen Geistesgaben weit überragte, vor meine Seele. Seine vielseitigen Kenntnisse, welche er fast spielend zu erwerben wußte, seine Belesenheit in der alten und neuen Litteratur, geläutert an den kritischen Besprechungen der verschiedensten Werke in den Litteraturzeitungen, welche er sich regelmäßig zu verschaffen wußte, selbst die heiteren geselligen Eigenschaften, welche ihn zierten, wurden in dem ver-

einzelnen Leben, an welches er gebunden war, zu Feuerbränden in seinem Gemüthe, das sich darin heimlich verzehrte. Wie oft strich er mir die wilden Haare aus der Stirn, sah mir lange in die Augen und sagte nur für sich: „Mein Gott, laß es genug an mir sein und den da nicht auch verrosten!“ Und allerdings zählte meine väterliche Familie in gerader aufsteigender Linie damals 5—6 Ahnen, von welchen jeder das Schulszepter geführt hatte, und ist die Familiensage begründet, daß ein Grieche, Namens Mofyn, welcher Professor in Prag gewesen, unsere Familie in das deutsche übersezt habe, so wäre das mühselige, bis in die neueste Zeit so gedrückte Lehrfach schon vom Stammvater her das Familienschicksal gewesen, dem auch ich kaum entronnen bin.“

Geradezu ausgezeichnet ist die Schilderung des Großvaters. „Solange ich mich seiner erinnere, war er immer unverändert ein rüstiger alter Mann mit spärlichem, weißem Haar, welches sich unter einer Pelzmütze hervorstahl, angethan mit einem grauen, altmodischen, bequemen Ueberrock, kurzen, schwarz Tuchenen Beinkleidern und derben rindledernen Jagdstiefeln; wenn er ausging, hing gewöhnlich die Jagdflinte von der Schulter — denn er war ein Jäger mit Leidenschaft — und die Jagdtasche an seiner Seite.“ Auf die Schicksale dieses eigenartigen Mannes kann hier leider nicht näher eingegangen werden. Zeugnis für Julius Mosens innige Heimaliebe geben außer den „Erinnerungen“ auch einige Novellen aus den „Bildern im Moose“, die das herrliche Lied: „Aus der Ferne“ enthalten.

Der Wunsch des Vaters wurde erfüllt: Er konnte seinen ältesten Söhnen eine bessere Ausbildung verschaffen, als sie ihm selbst zu teil geworden war. Im Februar 1817 brachte er seinen Sohn auf das Gymnasium zu Plauen. An einem Sonnabend-Nachmittage sollte sich dieser beim Rektor einfänden. „Mein Vater, dessen Amt keine längere Abwesenheit gestattete“, so erzählt Julius Mosen selbst, „hatte daher beschlossen, an diesem Tage früh 6 Uhr mit mir aufzubrechen. In dieser Absicht ließ er mich den Abend zuvor, nachdem ich mein Abendgebet verrichtet hatte, zeitig zu Bett gehen; vorher hatte er mir noch erlaubt,

früh die Morgenglocke läuten zu dürfen, als letzten Abschiedsgruß an einen Schulkameraden, welchem ich es versprochen hatte. Obschon der Nachtwächter bestellt war, uns früh 5 Uhr zu wecken, so konnte ich doch theils aus Aufregung, theils aus Sorge mich zu verschlafen, nicht zur Ruhe kommen. Halbwachend, halbträumend lag ich da und lebte noch einmal in der Erinnerung die Begebenheiten meiner Kindheit durch, bis sie zu Träumen wurden — — da pochte der Nachtwächter an die Hausthür. Sogleich stand ich auf und ging hinunter in die Wohnstube, um die neuen Kleider für die Reise anzuziehen, denn als angehender Gymnasiast hatte ich für die ländliche Jacke den ersten Rock erhalten. Mitten in der Stube stand der Koffer, welcher meine Ausstattung enthielt. Darauf lag eine prächtige, grüne Tuchmütze und ein Reifestock, welchen mein Großvater aus einer jungen Eiche geschnitzt hatte.“

Julius Mosen besuchte das Gymnasium zu Plauen bis Ostern 1822. In diese Jahre fallen seine ersten dichterischen Versuche, die er dem Vater zusandte, von welchem sie eine strenge Beurteilung erfuhren.

Ostern 1822 bezog Julius Mosen die Universität Jena, um Rechtswissenschaft zu studieren. Die Geldmittel seines Vaters waren sehr knapp, und so war es denn ein Glück, daß der Hofrat Hand ihn in sein Haus aufnahm. Aus seinen Dichtungen ist bekannt, daß er ein eifriger Anhänger aller burschenschaftlichen Bestrebungen war, wenngleich seine Verhältnisse ihm ein Fernbleiben von dem fröhlichen Burschenleben zur Pflicht machten. Im Jahre 1823 starb sein Vater, und größere Sorgen drückten den jungen Studenten, festigten aber auch gleichzeitig seinen Charakter. Schon im Jahre 1822 waren in Jena „Gedichte von einigen Freunden auf der Hochschule“ erschienen, die 16 Gedichte von Mosen enthalten. Im Januar 1824, als Karl August sein 50jähriges Regierungsjubiläum feierte, ließ Mosen durch Vermittlung des Professors Hand ein Gedicht überreichen, welches großen Beifall fand und dem jungen Dichter ein Geschenk von 6 Louisdors und die Zusage, „daß er auch künftig seiner gedenken wolle“, eintrug. Die Einnahmen aus seiner litterarischen Thätigkeit und die Hilfe seines Freundes Dr. August Kluge ermöglichten es ihm,

eine Reise nach Italien anzutreten. Er hielt sich nahezu zwei Jahre in dem Lande seiner Sehnsucht auf. Nach seiner Heimkehr setzte er in Leipzig seine juristischen Studien fort. Oft hatte er mit drückendem Geldmangel zu kämpfen, und als er 1828 im Examen stand, da mußte er die Reinschrift seiner Examensarbeiten im Bette anfertigen. Um Heizmaterial zu kaufen, dazu reichten seine Mittel nicht. Nachdem er in Markneukirchen bei einem Advokaten thätig gewesen war, wurde er 1831 Aktuar bei dem Patrimonialgerichte in Röhren. Während seines Aufenthaltes in dieser kleinen Stadt erschienen seine beiden ersten größeren Dichtungen im Druck (1831), das Epos „Ritter Wahn“, das er schon in Italien begonnen hatte, und die wunderfame Novelle „Georg Benlot“, die ohne Zweifel mancherlei Erinnerungen an die Jugend des Dichters enthält. Schon waren einzelne seiner Gedichte weit verbreitet, und es konnte geschehen, daß der Aktuar Mosen eine Orgelbrecherfrau in Geldstrafe nehmen mußte, weil sie ohne Gewerbeschein ein Lied gesungen hatte, das den Dichter Mosen zum Verfasser hatte. Es war das bekannte „Die letzten Zehn vom 4. Regiment“. Im Jahre 1834 vertauschte Mosen das abgelegene Röhren gegen die Hauptstadt Dresden, wo er sich als Advokat niederließ. Der aufstrebende Dichter fand bald Anschluß an verwandte Geister. Der Historienmaler Johann Carl Bähr, der Dichter Ernst von Brunnow, Dr. Snell, Baron von Wehrauch, Dr. Adolf Peters, Professor Carl Förster u. gehörten zu seinen Freunden und Bekannten.

Das anregende Leben in Dresden war dem Dichter äußerst förderlich. 1836 erschienen seine Gedichte, sowie sein erstes Drama „Heinrich der Finkler, König der Deutschen“, 1837 ein Band Novellen (die Novelle „Der Gang zum Brunnen“ (1825) war unbemerkt vorübergegangen), 1838 das Epos „Aschaver“. In den folgenden Jahren (1839 bis 41) gingen seine Trauerspiele „Kaiser Otto III.“, „Kienzi“ und „Die Bräute von Florenz“ über die Bretter des Dresdener Hoftheaters. Schon aus dieser kurzen Uebersicht ist ersichtlich, daß der Dichter seine Hauptkraft nunmehr dem Drama zugewandt hatte. Ihm blieb er auch für die Folgezeit getreu.

Die ersten Jahre des vierten Jahrzehnts waren reich an dichterischen Werken. Julius Moser lebte in einer beglückenden Häuslichkeit; er hatte sich 1840 mit Minna Jungwirth, der Tochter eines Wittenberger Landgerichtsdirektors, verlobt, die er am 4. Januar 1841 als seine Gattin heimführte. Er sah häufig bedeutende Männer bei sich, so Arnold Ruge, die Bildhauer Rietschel und Hähnel, Hermann Brockhaus und Echtermeyer. Dichter und Gelehrte, die Dresden besuchten, kehrten bei ihm ein, so Uhland, Geibel, Hoffmann von Fallersleben, Adolf Stahr u. s. w.

So waren die Verhältnisse zu eigener dichterischer Produktion sehr günstig. Die schon genannten Dramen gab er im Jahre 1842 im Verein mit dem Trauerspiel „Wendelin und Helene“ unter dem Titel „Theater“ heraus. Es folgten der zweibändige Roman „Der Kongreß von Verona“ und die Trauerspiele „Herzog Bernhard“ und „Der Sohn des Fürsten“. Die Drucklegung dieser beiden Dramen erfolgte erst nach Jahren.

Ueber den Eindruck, den das letztgenannte Drama in Oldenburg machte, berichtet A. Stahr: „Nicht Aug' und Ohr allein, auch Herz und Gemüt folgte mit lebhafter Teilnahme den ergreifenden Szenen, und das Glöckchen am Schlusse, das leider so oft eine unerfreuliche Störung durch die sich zum Heimgehe Rüstenden veranlaßt, ließ diesmal ausnahmsweise die ganze Versammlung in lautloser Stille, bis der Vorhang nieder sank.“ Auch „Der Beobachter“, der sonst nicht zu den Freunden Moserscher Dramen gehört, spendete der Dichtung warmen Beifall. Im folgenden Jahre nahm Moser Abschied von seinen Dresdener Freunden, nachdem er noch sein Buch über die Dresdner Gemäldegalerie herausgegeben hatte, und reiste mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen Erich und Reinhard nach Oldenburg. Nicht leicht mag er die Residenz an der Elbe mit jener an der Hunte vertauscht haben. Erwartete ihn doch eine kleine Stadt mit engen Verhältnissen, und waren doch Land und Leute im deutschen Nordwesten so sehr verschieden von denen Mitteldeutschlands. Aber er wußte, daß dies Land einen kunstsinnigen Fürsten hatte, daß geistesverwandte Männer seinem Kommen mit froher

Hoffnung entgegenzusehen. Das Bewußtsein aber, nunmehr ungestört seiner Muse dienen zu können, mußte ihn heben und erfreuen.

Am 29. September 1844 wurde die Bühne wieder eröffnet. Das erste Stück war Mosens Trauerspiel „Kaiser Otto III.“ Mit diesem Stücke und einem vorhergehenden Prologe führte sich der neue Dramaturg bei den Oldenburgerin ein. In dem Prologe heißt es:

„Heil dir, du nordseefreud'ge Oldenburg!
Weil du gewagt, dich priesterlich zu kränzen,
Wirst du auch Priesterin des Schönen sein.
Deutschland wir ehrend deinen Namen feiern,
Gelingt es uns, dem Geiste zu vertrauen,
Der alles Hohe ernst vollbringen lehrt.

Das Urteil Stahrs über die Aufführung faßt sich zusammen in die Worte: „Die Aufführung gehörte zu den gelungensten, welche ich auf unserer Bühne seit Jahren gesehen. Fleiß und Begeisterung der darstellenden Künstler hatten alle Schwierigkeiten glücklich überwunden, und ein Zusammenspiel, das als Ganzes betrachtet, jetzt auf den deutschen Bühnen seit Immermanns Theaterleitung in Düsseldorf zu den Seltenheiten und verschollenen Dingen gehört, war die Folge eines Strebens, dem nichts als — Dauer zu wünschen ist.“ Im Dezember 1845 wurde „das Urbild des Tartüffe“ von Gutzkow mit außerordentlichem Beifall aufgenommen. Es war das erste Mal, daß dies Stück über eine deutsche Bühne ging. Die Aufführung ist namentlich dem Einflusse Stahrs zu verdanken, der „das Urbild des Tartüffe“ in geradezu überschwänglicher Weise lobt.

Eine künstlerische That war die Aufführung von Goethes Faust (1. Teil), die am 2. und 3. Februar 1845 jedesmal bei überfülltem Hause stattfand. Selbst das Orchester hatte man räumen müssen. Das oldenburger Publikum, das nicht immer leicht zu erwärmen ist, war geradezu begeistert, und nach Schluß einer jeden Vorstellung wurde das gesamte darstellende Personal gerufen. Der neue Dramaturg hatte das Mögliche gethan, um „das geheimnisvollste Werk, welches nur je gedichtet worden ist“ würdig und vollendet vorzuführen. Schon vor den Les-

proben hatte er eine „dramaturgische Anweisung zur Auf-
führung der Tragödie“ gegeben und dadurch die Schau-
spieler in die richtige Stimmung versetzt. Nachdem dann
die allgemeinen Leseproben stattgefunden hatten, wurden
noch einzelne Proben mit einigen Darstellern abgehalten.
In den Generalproben endlich wurde weder Zeit noch Mühe
gespart, und auch das anscheinend Nebensächliche und Ge-
ringfügige wurde bestimmt und geordnet. So konnte denn
der Erfolg nicht fehlen. Sowohl Mosens dramaturgische
Anweisung als auch Adolfs Stahrs Besprechung der Auf-
führung liegen gedruckt vor. Bemerkenswert ist es, daß
beide Männer dem 2. Teil des Faust ablehnend gegenüber-
standen. Mosens ist der Ansicht, „daß die Tragödie hier
(nämlich nach dem 1. Teil) ihr Ende finden müsse“, und
Stahr spricht von dem Irrtum Goethes, „der die Mög-
lichkeit einer Aufführung des gänzlich undramatischen, alle-
gorischen zweiten Theiles gar nicht bezweifelte“.

Die Auffassung Mosens von Faust ist ebenso eigen-
artig als geistvoll. In der Mythe von Faust stellt sich
ihm der Kampf zwischen dem christlichen Geiste und dem
Teufel der Sinnlichkeit, äußerlich dar. „Wir dürfen daher
nie vergessen“, sagt er, „daß die beiden Hauptgestalten
dieser Tragödie — Faust und Mephistopheles — eigentlich
nur ein in zwei Hälften zerrissener Mensch ist. Mephisto-
pheles, welcher ja auch erst als Fudel erscheint, stellt das
gegen den Geist und seine Ueberschwänglichkeit gerichtete
Menschentier in der Brust Fausts selbst dar. Er wird da-
her — in der äußeren Erscheinung — die Idee einer
Doppelgängerei verwirklichen müssen —, wenn auch nüan-
ciert. Sie müssen wie zwei Brüder erscheinen, von welchen
einer sich veredelt hat in den feinsten Geistespekulationen,
der andere aber der materiellen Lebensseite mit Lust an
ihrer Gemeinheit sich hingegeben hat. Sie müssen sich selbst
in Tracht und Manieren ähneln.“ Da, wo Goethe sich
selbst im Faust darstellt, wie in der Scene mit Wagner,
soll nach Mosens Forderung der Darsteller des Faust die
Manieren Goethes beim Sprechen nachzuahmen streben,
also die Hände auf den Rücken halten u. Ihren äußeren
Abschluß soll die Tragödie nicht durch die übliche Ver-
klärung Margaretens finden; vielmehr soll Gewißheit, daß



die Reinigung von der schlechten Endlichkeit durch den leiblichen Tod gesichert sei“, von der Außenwelt zu uns kommen und zwar durch das Läuten des Armen Sünderglöckchens in der Ferne. — Es ist nicht uninteressant, Stahrs zustimmende Worte gerade zu dieser Forderung festzustellen. Nachdem er von dem Abschluß dieser Scene gesprochen, „in welcher man mit Verschmähung des hergebrachten Apparates von Verklärungsfeuer und Kreuzumfassung das Gericht Gottes selbst durch die kurz und scharf hereinschrillenden Töne des Armen Sünderglöckchens in Scene setzte“, bemerkt er weiter: „Ich enthalte mich jeder lobenden Bemerkung über dies durchaus neue, echt poetische, der Dichtung Goethes würdige Motiv.“

Am 25. März wurde „Don Johann von Oestreich“ gegeben, das letzte der Mosenschen Dramen und zugleich das einzige, welches in Oldenburg entstanden ist. Adolf Stahr, der von den dramatischen Dichtern seiner Zeit forderte, „nur die Poesie des Kampfes der Gegenwart und diese nur in wahrhaft historischen Parallelen wiederzuspiegeln“, fällt das Urtheil: „Unter den modernen dramatischen Dichtern hat vor allen Julius Moser ebenso bewußtvoll als unermüdet durch eine Reihe dramatischer Schöpfungen nach dem Kranze dieser Art der historischen Tragödie gestrebt. In „Don Johann von Oestreich“ hat er ihn erreicht.“

Leider aber sollte ein unerbittliches Geschick den Dichter nur zu bald der deutschen Kunst entziehen. Schon zeigte sich der Beginn jener tückischen Krankheit, die den unglücklichen Dichter langsam, aber sicher überwinden sollte. Auf den Rat der Aerzte besuchte er Helgoland, ohne aber dort Linderung oder gar Besserung zu finden.

Um diese Zeit besuchte ihn auch der dänische Märchendichter Andersen, dessen Aufzeichnungen über das Oldenburg jener Tage sehr interessant sind.

Andersen wohnte bei dem Hofrath von Eisendeker, in dessen Hause „die Besten und Geistreichsten der Stadt zusammentreffen“. Schon am Tage seiner Ankunft ließ der Großherzog ihn zu einem Hofkonzert einladen. Dem dänischen Dichter gefiel es in Oldenburg so wohl, daß er seinen Aufenthalt, der ursprünglich auf 14 Tage berechnet

war, noch weiter ausdehnte. Das Urteil, welches er über Oldenburg fällt, ist ein sehr günstiges: „Es herrscht große Geselligkeit in der kleinen Stadt, und das Theater, in welchem freilich weder Opern noch Ballette gegeben werden, gehört zu den vorzüglichsten in Deutschland; die Tüchtigkeit des Theaterintendanten Gall ist hinreichend bekannt, und gute Wirkung hat sicher auch die Berufung des Dichters Mosen gehabt.“

Von Julius Mosen und seinem Hause sagt er: „Mosen, der Alexander Dumas etwas gleicht, da er ein halb afrikanisches Gesicht mit braunen funkelnden Augen hat, war, obgleich er sich körperlich leidend fühlte, Leben und Geist, und bald verstanden wir einander. Ein Zug seines kleinen Sohnes rührte mich; dieser hat mit großer Andacht mich mein Märchen vorlesen hören, und als ich am letzten Tage Abschied nahm und die Mutter zu ihm sagte, daß er mir die Hand reichen solle, wobei sie hinzufügte: „Es vergeht vielleicht lange Zeit, ehe wir ihn wiedersehen,“ brach der Knabe in Thränen aus. Als Mosen am Abend ins Theater kam, sagte er: „Mein kleiner Griech besitzt zwei bleierne Soldaten; er hat mir den einen für Sie gegeben, damit Sie ihn auf die Reise mitnehmen.“ Der Bleisoldat hat mich treulich begleitet; es ist ein Türke; vielleicht erzählt er einst seine Reise. Mosen schrieb in der Widmung seines „Johann von Oestreich“ an mich:

„Kam ein Vogel einst herüber
Von der Nordsee wüstem Strand;
Singend flog er mir vorüber,
Märchen singend durch das Land.
Fahre wohl, bring' deine Lieder
Und dein Herz den Freunden wieder!“

Erst kurz vor Weihnachten verließ Andersen die kleine norddeutsche Residenz, in der es ihm so wohl gefallen hatte.

Die Saison 1845/46 endete mit einem Theaterkandal. Ein höherer oldenburgischer Beamter hatte in den „Mitteilungen“ einen Aufsatz veröffentlicht, der eine heftige Entgegnung auf einen in den „Grenzboten“ erschienenen Artikel war, in welchem der Leitung des Herrn von Gall übertriebenes Lob gespendet worden war. Dieser Artikel,



unter der Ueberschrift „Dichtung und keine Wahrheit“ hatte zur Folge, daß einer der Angegriffenen, der bekannte Schauspieler und Schriftsteller Arnold Schlönbach, eine heftige Erklärung erließ, die als Flugblatt in der Stadt verteilt wurde: „Ossener Brief an einen vornehmen Mann.“ Diese Angelegenheit verursachte selbstverständlich große Aufregung, und zwar nicht nur in den beteiligten Kreisen. Es kam zu einem Duell zwischen v. Gall und seinem Gegner, das aber unblutig verlief. Die Familie des Angreifers verließ die Stadt, und im Sommer nahm Herr von Gall die Stelle eines Intendanten des Hoftheaters zu Stuttgart an. Daß nunmehr auch Schlönbach die Residenz an der Hunte verlassen mußte, ist selbstverständlich.

Der Nachfolger von Galls wurde Graf Bochoß, der aber nicht die litterarischen Kenntnisse und die Kenntnis des Theaterwesens besaß, die seinen Vorgänger ausgezeichnet hatten. Schon im Dezember 1846 kam es zu ernstern Meinungsverschiedenheiten zwischen dem neuen Intendanten und dem Dramaturgen. „Sixtus V.“ von Julius Minding war erschienen und wurde von Mosen vorgeschlagen. Bochoß aber, der Katholik war und die Ansicht vertrat, seine Glaubensgenossen würden durch die Aufführung dieses Stückes in ihren heiligsten Gefühlen gekränkt werden, war dagegen. Eine Einigung war nicht zu erzielen, und die Folge war, daß der Großherzog die Gerechtfame des Intendanten und des Dramaturgen genau festsetzen mußte. Aus dem Erlasse sei folgende beherzigenswerte Stelle mitgeteilt: „In unseren Zeiten, wo die Religionsparteien sich so schroff gegenüberstehen, muß ich in meiner Stellung, besonders, da unglaublicherweise dieses Stück zur Parteisache geworden ist, wünschen, daß die Aufführung desselben bis weiter ausgesetzt bleibe, um Verdrießlichkeiten und unrichtige Deutungen zu ersparen. Ich glaube übrigens, daß die mir zur Verfügung stehenden Mittel nicht groß genug sind, die oldenburger Bühne zu einer Normalbühne zu erheben; ich werde mich begnügen müssen, hier in Oldenburg der Bühne die Stellung zu geben, die sie haben muß, um dem wissenschaftlich gebildeten Publikum eine würdige Erholung und Erheiterung

durch gut gewählte und in der Ausführung möglichst vollkommen dargestellte Stücke zu gewähren.

„Sixtus V.“ ging erst im Jahre 1870 in einer Bearbeitung von Becker und Rainer über die oldenburger Bühne.

Unterdessen nahm die Krankheit Mosens fast unmerklich an Heftigkeit zu. Im Jahre 1846 besuchte er das Wildbad im Schwarzwalde, ohne Heilung zu finden; der Besuch verschiedener Wasserheilanstalten in den folgenden Jahren hatte ebensowenig Erfolg. Als das Theater am 12. September 1847 mit Kleists „Prinzen von Homburg“ eröffnet wurde, da ging der Vorstellung ein Prolog voran, den Emil Pallese gedichtet hatte. Seit dem Herbst 1847 besuchte Mosen die Proben nicht mehr. Ein Erlaß des Großherzogs vom 1. Mai 1848 beschränkte seine Mitwirkung auf Beurteilung neuer Bühnendichtungen, Einrichtung älterer und neuerer Stücke, Beratung mit den einzelnen darstellenden Künstlern und gelegentliche Dichtungen, zu denen etwa besondere Tage Anlaß boten.

Es sei an dieser Stelle eine Auslassung des Regisseurs an der oldenburger Hofbühne, Gustav Moltke, mitgeteilt, der sich über Mosens dramaturgische Thätigkeit folgendermaßen ausspricht: „Sehr bald erkannte das Personal die geistige Ueberlegenheit des Herrn Dramaturgen. Wie meisterhaft verstand Mosen ein Kunstwerk zu erläutern! Wie wußte er die Charaktere zu klarer Anschauung zu bringen! Wie überwachte und durchdrang er mit seinem feingebildeten Kunstsinne und seinem hellen Geiste bald den ganzen Aufbau einer Dichtung! Bald wirkte er belehrend und bildend auf jede einzelne Rolle ein. Für Auffassungsweise und Verständnis wurde von Mosen das Möglichste gethan. Wie freundlich und unermüdet half er, wo er es für nötig und fördernd hielt, noch privatim weiter! Mit Freudigkeit, mit Mut und Sicherheit wurde nun der Theaterprobe entgegen gesehen. Diese Proben, geleitet von der Regie, überwachte Mosen mit gründlichstem Ernst; es wurde mit dem größten Fleiße so lange probiert und das Erreichte ausgearbeitet, bis Mosen glaubte, ein befriedigendes Resultat gewonnen zu haben. So weit Mittel und Kräfte reichten, achtete er

jorgfältig auf Scenierung und plastisches Gruppieren. Mit dem Schluß der Generalprobe stand ein schönes Ganzes für die Darstellung reif da.“

8. Königin Amalie von Griechenland.

Wie in der ganzen gebildeten Welt, hatte man auch in Oldenburg mit wärmster Anteilnahme die Entwicklung der griechischen Angelegenheit verfolgt. Man sah in Griechenland nur das alte Land der klassischen Kunst, und in dem Griechenvolke die Nachkommen der Helden von Salamis und von Thermopylä. Wie unreif dies Volk war, wie unvert der Sympathien, die man ihm so reichlich entgegenbrachte, das sollte erst die Folgezeit lehren.

Dem jugendlichen Könige der Griechen, Otto I., dem Sohne des kunstliebenden Bayernkönigs, der seit dem Jahre 1833 — zunächst unter Vormundschaft eines Regentschaftsrats — an der Spitze des vielbewunderten Volkes stand, brachte man überall das regste Interesse entgegen, und aller Blicke waren nach Athen gerichtet, der Stadt der Minerva, das seit dem 1. Dezember 1834 die Residenz des jungen Königreiches war. Als nun im Jahre 1836 der König der Griechen nach Deutschland kam, um aus der Reihe deutscher Fürstentöchter eine Gemahlin zu erwählen, da war die Spannung groß, und lebhaft und aufrichtig war die Freude der Oldenburger, als es bekannt wurde, daß in Pillnitz bei Dresden am 5. September die Verlobung des Königs mit der schönen Herzogin Amalie von Oldenburg stattgefunden hatte. Bald nach der Rückkehr der großherzoglichen Familie von Eger begann die Herzogin Amalie unter Leitung eines Griechen, Namens Dean, die neugriechische Sprache zu erlernen.

Mit großen Erwartungen sahen die Oldenburger der Vermählungsfeier, die auf den 22. November angesetzt war, entgegen, und ihre Erwartungen wurden nicht getäuscht. Seit hundert Jahren war kein König in Oldenburg erschienen; nur wenige Oldenburger hatten überhaupt jemals einen König gesehen. Seit zweihundert Jahren hatte keine fürstliche Vermählung in Oldenburg stattgefunden. So ist denn die allgemeine frohe Bewegung begreiflich. Die Neueinrichtung der fürstlichen Wohnungen,

die Vermehrung der Dienerschaft bereiteten auf das nahe große Ereignis vor. In der Presse wurde die Entfernung Oldenburgs von Athen genau berechnet und die gemeinsame Abstammung der hohen Verlobten mit Genugthuung festgestellt. Am 18. November kam der jugendliche Monarch in Oldenburg an. Der Großherzog war ihm in einem sechsspännigen Galawagen bis jenseits Tweelbäke entgegen gefahren. Am 22. November fand auf dem Schlosse die feierliche Vermählung statt. Der Oberhofprediger Dr. Böckel vollzog die Trauung nach protestantischem, der Bischof von Münster, Freiherr Droste von Vischering, nach katholischem Ritus. Aus der Rede Böckels sind einige Stellen bemerkenswert: „Alle gebildeten Bewohner unseres Welttheils richten den Blick auf jenes Wunderland, an dessen Himmel zuerst die Morgenröthe der Wissenschaft und Kunst aufging, deren Licht Jahrhunderte hindurch in reichen Strömen sich über nahe und ferne Länder ergoß, bis es im Kreislauf alles Irdischen, im Kampfe mit der Barbarei, zu erlöschen schien. Aber die Nacht mußte dem nahen Morgen weichen. Weder die Gewaltthätigkeiten roher Feinde, noch der anhaltende Druck verhängnisvoller Zeiten, noch die Unentschlossenheit und Unthätigkeit derer, von denen die Entscheidung abhing, konnte die Nachkommen des edelsten Volkes hindern, mit immer neuer Kraft nach der Freiheit und Größe der Väter zu ringen. Ew. Hoheit haben, was die Zeugen Ihrer harmlosen Kindheit als eine merkwürdige Vorbedeutung betrachteten, schon früh den Freiheitskämpfen Griechenlands Ihre warme Theilnahme geschenkt, und o, wie oft mag die Hoffnung Ihres frommen Gemüthes ein Seufzer geworden sein, um Hilfe von oben! Ihre Wünsche sind erfüllt, ja übertroffen. Durchlauchtigste Herzogin, der königliche Gemahl drückt Sie nun bald an die froh bewegte Brust, und das aufgestandene Volk sinkt huldigend zu Ihren Füßen, das sanfte Lächeln des Greises und das frohe Lallen des Säuglings, der laute Jubel des kräftigen Mannes und die dankbare Thräne des geretteten Weibes heißt Sie willkommen auf hellenischem Boden, dem ein neues Dasein beginnt.“

Der Himmel begünstigte das Fest nicht. Den ganzen



Tag über herrschte Regenwetter. Gegen Abend aber klärte sich der Himmel auf, und der Fackelzug der Oldenburger konnte ungestört vor sich gehen. Die folgenden Tage brachten große Festlichkeiten. Im Theater, das in einen Ballsaal umgeschaffen war, wurde eine Freireoute gegeben, zu welcher 800 Eintrittskarten ausgegeben waren. Der Raum war gedrängt voll, und nur mit Mühe konnte für den Hof eine enge Gasse gebildet werden. Am folgenden Tage wurde im Theater das Lustspiel „Der Ball zu Ellerbrunn“ von Blum aufgeführt; am 25. November war Ball bei Hofe. An den folgenden Tagen fanden wieder glänzende Schaustellungen statt. Es folgten prunkvolle Diners, Hofkonzerte und Bälle, sowie eine Revue der ganzen Garnison auf dem Pferdemarktplatz. Die oldenburgischen Dichter thaten das ihrige, um die Tage der Feier zu verherrlichen; mehr denn 30 Gedichte zum Preise Griechenlands und seines Königspaares sind in jenen Tagen gedruckt worden. Besonderen Beifall fand eine Dichtung von Theodor von Kobbe, die dem Verfasser ein gnädiges Handschreiben des Königs Otto, sowie ein solches des Königs von Bayern eintrug. Am Schlusse dieser Dichtung heißt es:

Fürstin, es hat dies Land dich geboren.
Ziehe in Frieden, doch unverloren
Bleibe dein Herz uns, trotz bräutlicher Wonne,
Täglich berichte die kreisende Sonne,
Täglich erzähle die murmelnde Welle,
Daß du noch pflegest im Herzen die Stelle,
Ob es auch sonst nur für Hellas erglüht,
Wo das Vergißmeinnicht Oldenburgs blüht.

Der 15. Dezember sollte eigentlich der Tag der Abreise sein. Da aber aus München, wo die Cholera herrschte, sehr ungünstige Nachrichten eintrafen, so wurde die Reise auf den 23. Dezember verschoben. An diesem Tage verließ die junge Königin ihre Heimat, nachdem sie zwei Tage zuvor ihr 18. Lebensjahr vollendet hatte. Ueber Althorn, Wechta, Damme, Osnabrück und Münster ging die Reise nach Schaumburg, wo der Großmutter der Königin, der verwitweten Fürstin von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, ein kurzer Besuch abgestattet wurde. Von da ging die

Reise südwärts, um in Augsburg oder München mit der bayerischen Königsfamilie zusammenzutreffen. Da aber noch immer die Cholera nicht erloschen war, so fand die Zusammenkunft des jungen Paares mit dem bayerischen Königspaare in Schloß Tegernsee statt. Die schöne, geistvolle Amalie machte sowohl auf den König Ludwig als auch auf die übrigen Mitglieder des bayerischen Königshausess den günstigsten Eindruck.

Am 14. Januar 1837 wurde die Weiterreise angetreten. Das nächste Reiseziel war Triest. Sie schiffte sich das Königspaar auf der Fregatte „Portland“ ein. Der Wind war günstig. Am 10. Februar wurde Kap St. Angelo passiert, und am 14. Februar, morgens 10 Uhr, sah die junge Königin zum ersten Male die Akropolis, 5 Uhr abends erfolgte die Einfahrt in den Piräus. Kanonendonner und Freudenfeuer auf allen Bergen begrüßten das junge Paar. Am anderen Morgen verließen die Majestäten den „Portland“ und begaben sich in einer kleinen Bark an das Ufer. Unbeschreiblich war der Jubel des Volkes, das alle Anhöhen besetzt hielt. Die Straße nach Athen war mit Myrten bestreut.

Das Athen jener Tage war keine angenehme Residenz, und gar oft mag die junge Königin ihrer alten Heimat gedacht haben. Die Straßen waren eng und schlecht gepflastert. Die Wohnung des Königs lag am Ende der Stadt und bestand zudem aus zwei voneinander getrennten Gebäuden.

Es gelang der jungen Königin bald, die Liebe der Hellenen zu erwerben. Der Reiz ihrer äußerlichen Erscheinung wurde noch durch die reiche griechische Tracht, die sie mit Vorliebe trug, gehoben. Ihre Kühnheit und Entschlossenheit, die sie auf ausgedehnten Spazierritten zeigte, riß die Griechen zur Bewunderung hin. Ihre reiche Wohlthätigkeit gewann ihr alle Herzen. Um die Ausschmückung der Residenz, den Bau des Palastes und der Universität, um die Schaffung gärtnerischer Anlagen machte sie sich sehr verdient. Die neugriechische Sprache erlernte sie so rasch, daß sie schon nach einem Jahre bei der Tafel mit dem Bischof von Athen ein „ganz artiges Gespräch“ zu führen vermochte. Für den jungen König Otto, dem es

bei allem Fleiß und aller Begabung doch an der nötigen Entschlossenheit fehlte, und der ein Grübler und Melancholiker war, war die lebhafteste, energische Amalie die rechte Frau. Fünfmal war sie in Abwesenheit des Königs Regentin, und nach dem Urteil des Königs Ludwig von Bayern „verstand sie es meisterhaft.“ Wie der Bayernkönig über seine Schwiegertochter dachte, das sieht man aus seinen Briefen. „Lieber Otto, du Glücklicher!“ schreibt er seinem Sohne am 19. Januar 1837, „da du ein solches Weibchen besitzt, das in Dich so gewaltig verliebt ist, so ganz für Dich geschaffen. Deine Ehe ist im Himmel geschlossen!“ Und einige Monate später: „Keine bessere Schwiegertochter konnte ich mir wünschen . . . Wie Amalie gefällt, dieses frage ich nicht, das wäre überflüssig, sie muß gefallen, aber wie gefällt's ihr in Athen?“ An Amalie selbst schrieb er zur Zeit der Regentschaft einmal: „In keine besseren Hände als in die Deinen hätten die Zügel der Regierung gelegt werden können. Du bist gemacht, die Regentin zu sein.“

Aus dem Jahre 1837 stammt eine interessante Aufzeichnung des Erzherzogs Johann von Oesterreich. Er blickt nicht so zuversichtlich in die Zukunft wie der Bayernkönig. In seinem Tagebuch heißt es unter anderem (Athen, Novbr. 1837): „Mir kam die liebe, gute, junge, lebensfrohe Frau vor, wie ein schöner brasilianischer Vogel, der plötzlich zu uns in einen Tannenwald versetzt, statt schöner Singvögel, die er gewohnt war, einzelne herbe Walddvögel sehen wird. Ich fand die gute Frau sehr empfindlich und reizbar und glaube ihr nicht unrecht zu thun, wenn ich sage, daß sie ein festes Köpfel habe und nicht leicht etwas vergesse. Mit einem tüchtigen Manne, der sie von seiten des Herzens befriedigte, und dessen Erfahrung und Verstand ihr Achtung abgewannen, ginge es sehr gut; aber ich fürchte, sie dürfte bald eine Leere finden, und wenn vollends keine Kinder kommen sollten, würde dann nicht eine Verstimmung, eine gesteigerte Reizbarkeit des Gemüts eintreten?“ —

Die Griechen, die ja noch am Ende des Jahrhunderts so beklagenswerte Beweise ihrer politischen Unreife gegeben haben, waren ihrer Freiheit und ihres Königs-paares

unwert. Die zahlreichen Parteien, die Eifersucht der alten Familien machten dem Könige das Leben sauer. Die Finanzen waren nicht geordnet, die Schutzmächte beobachteten die Entwicklung des jungen Staates mit dem größten Mißtrauen. Es war nach den Worten des geistreichen Friedrich Wilhelm IV. „ein greulicher Zustand“. Insbesondere war es das selbstsüchtige England, das die Schwierigkeiten, mit denen der junge König zu kämpfen hatte, noch steigerte. Ein Aufstand zwang 1843 den König, seinem halb orientalischen Volke eine Verfassung zu geben.

Im Jahre 1841 stattete die Königin ihrer alten Heimat einen Besuch ab. Mit großer Herzlichkeit wurde die jugendliche Königin der Hellenen empfangen. In Turgeln erwartete sie die berittene Ehrengarde, die die Bauern der Umgegend gestellt hatten; in Kreienbrück wurde sie von der berittenen oldenburger Bürgergarde empfangen. Ganz Oldenburg war durch Ehrenpforten, Guirlanden, Fahnen und Banner auf das prächtigste geschmückt. Tausendstimmig schallte der Jubel des Volkes zum Himmel empor. Als die schöne Königin in das Schloß ihrer Väter einzog, da erklang von der Schloßwache her der jubelnde Festmarsch, den Rösler für diesen Tag komponiert hatte. Am Abend war die Stadt glänzend illuminiert. Die Königin der Hellenen fuhr nach Rastede, wohin bereits der Großherzog und die Großherzogin vorausgeeilt waren. Unterwegs harrte ihrer eine große Ueberraschung. Der ganze Weg von Oldenburg bis nach Rastede war mit Fackelträgern besetzt. In der Sommerresidenz genoß nun die junge Königin kurze Wochen des Zusammenseins mit den Ihrigen, und wohl mag sie der Worte aus der „Odyssee“ gedacht haben, an die Adolt Stahr sie erinnerte:

„Denn nichts ist doch süßer, als unsere Heimat und Eltern,
Wenn man auch in der Ferne ein Haus voll köstlicher Güter
Weit im fernen Lande, getrennt von den Eltern bewohnt.“

Bald nach ihrer Rückkehr stellten sich neue Schwierigkeiten ein. England zwang im Jahre 1850 den König, auf seine ungerechten Bedingungen einzugehen. Als im Jahre 1854 auch Griechenland den Krieg gegen die Pforte beginnen wollte, um womöglich Konstantinopel und Kreta zu erwerben, erschienen fremde Kriegsschiffe im Piräus,

französische Truppen landeten und zwangen den König, strenge Neutralität zu versprechen. Die Königin Amalie, die die nationale Begeisterung ihres Volkes geteilt hatte, auch der Ueberzeugung sein mochte, daß der Besitz Kretas für Griechenland eine Lebensfrage sei, mußte sich von dem englandfreundlichen Minister Kalergis eine unver- schämte Behandlung gefallen lassen.

Wenige Jahre nur noch sollte der König die dornen- volle griechische Krone tragen. Die Neugriechen wollten den König beseitigen, weil sie glaubten, dann ihr Ziel, die Schaffung eines großen Reiches auf der Balkanhal- insel, um so leichter erreichen zu können. Die Führer der Neugriechen hatten einflußreiche Stellungen im Heere inne, und so wurde auch dies widerstandslos in die Bewegung hineingezogen. Die englische Partei in Griechenland war erbärmlich genug, auch dadurch gegen den König Stimmung zu machen, daß sie auf die Kinderlosigkeit des Herrscherpaares hinwies. Die Folgen dieser Treibereien blieben nicht aus, und es kam so weit, daß ein Attentat auf die Königin gemacht wurde. Als der König in Be- gleitung seiner Gemahlin eine Seereise unternommen hatte, brach in Athen ein Aufstand aus. Das Schloß und der Schloßgarten wurden geplündert. Sofort kehrte das Königspaar zurück. Aber schon hatte eine provisorische Regierung die Absetzung des Königs verfügt, und man ließ ihn im Piräus nicht mehr landen. „Seiner Kinderlosig- keit wegen könne man ihm die Zügel der Regierung nicht mehr überlassen.“

Der König verließ auf einem englischen Schiffe das undankbare Griechenland, ohne indessen förmlich abzu- danken. Er nahm später Wohnung in Bamberg, woselbst er am 26. Juli 1867 starb. Seine Gemahlin überlebte ihn um acht Jahre. Bei der Besichtigung des Schlosses Brückenau bei Bamberg, das sie erworben hatte, zog sie sich eine Erkältung zu. Die Herzkraft nahm ab; es ent- standen Blutstockungen in den Lungen. Am 20. Mai 1875 verschied die Königin in den Armen ihres Stiefbruders, des Herzogs Olimar von Oldenburg, der aus Paris herbei- geeilt war. An ihn waren ihre letzten Worte gerichtet; ihm galt ihr letzter Händedruck. Der Großherzog, der

auf die Nachricht von der Erkrankung der Königin aus Venedig herbeigeeilt war, fand seine vielgeprüfte Schwester nicht mehr am Leben. Die Beisetzung der sterblichen Hülle der Verstorbenen erfolgte in der Theatinerkirche zu München, an der Seite ihres Gemahls.

Fern von ihrer alten Heimat, fern von ihrem Königsreiche hat sie die letzte Ruhe gefunden. Oldenburg aber wird sie nicht vergessen. Nach den Worten des Großherzogs hat sie „ihre Liebe für Heimat und Vaterstadt stets auf treueste bewahrt und diesen Gefühlen auch noch in ihrem letzten Willen durch einen innigen Segenswunsch Ausdruck gegeben.“

Auch die Griechen haben im Laufe wechselvoller Jahre einsehen gelernt, was sie an dem Könige Otto und seiner Gemahlin gehabt haben.

Ein schönes Denkmal, dauernder als Stein und Erz, hat Emanuel Geibel der griechischen Königin aus dem oldenburgischen Stamme gesetzt, jenes kunstvolle Sonett „An Hermann Krejschmar, den Maler“:

Es nahmt und schiebt die wechselnden Gestalten,
Und was wir kaum im Herzen lieb gewannen,
Die Ferne führt es neidisch uns von dannen,
Im Lauf der Stunden muß es rasch veralten.

Da greift der Künstler in des Schicksals Walten,
Ein Zaubrer, weiß er Raum und Zeit zu bannen,
Er weiß den Augenblick, den wir umspannen,
In lichten Farben selig festzuhalten.

So hast du nun mit schöpferischem Gemüte
Die schönste Ros' auf Helles schönen Auen
Dahingebannt in ewger Jugendblüte,

Und staunend wird es noch der Enkel schauen,
Dies Angesicht voll Majestät und Güte,
Die Königin der Griechen und der Frauen.

9. Das oldenburger Land um die Mitte der 40er Jahre.

In den 20er Jahren und in der ersten Hälfte der 30er Jahre war das oldenburger Land „draußen im Reich“ noch wenig bekannt. Als Dr. Goldschmidt in der Mitte der 20er Jahre in einer großen Stadt bei einem Geheimrate zum Besuch weilte, stellte es sich heraus, daß weder der

Nat noch die Rätin über die Lage des oldenburger Landes unterrichtet waren. Es bedurfte des Hinweises auf die Berliner Zeitungen, in denen große oldenburger Dichen angeboten wurden, um ihrem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen. Lambrecht machte noch in den 30er Jahren in den Rheinlanden die Erfahrung, daß keinem, der darum gefragt wurde, das oldenburger Land bekannt war. Das wurde anders, je mehr sich das Jahrhundert seiner Mitte näherte. Der hannoversch-oldenburgische Zollverband, die Hochzeit des Königs von Griechenland, die Zusammenziehung des X. Armeekorps lenkten die Aufmerksamkeit auch auf das kleine Land an der Nordsee. Dazu kam, daß die oldenburger Litteraten und Dichter über zahlreiche Verbindungen und Beziehungen verfügten und dadurch die Aufmerksamkeit auch des übrigen Deutschland auf die oldenburgische Litteratur und das oldenburgische Theater lenkten. Endlich trug die Ausnahmestellung Oldenburgs in Bezug auf die Verfassung dazu bei, dem Lande eine dauernde Beachtung aller gebildeten Kreise Deutschlands zu sichern.

In den litterarischen Kreisen Deutschlands sprach man sich über das künstlerische Leben Oldenburgs anerkennend aus. Nur Bremen machte eine Ausnahme. Ein gewisser Reid der alten Hansestadt dem kleinen Oldenburg gegenüber ist wohl nicht zu leugnen. Der Gegensatz aber wurde noch verschärft durch einige heftige Angriffe Stahrs und Kobbes, die sich in einen theologischen Streit der Bremer Geistlichen mischten und für einen freisinnigen Geistlichen, der von seinen strenggläubigen Kollegen angegriffen worden war, Partei ergriffen. In Bremen sah man dies — und wohl mit Recht — als eine Einmischung in einen häuslichen Streit an, und eine deutliche Antwort blieb nicht aus. Stahr sowohl als Kobbe werden in den Streitschriften mit Spott und Hohn bedeckt. Der erstere „steht vor uns zierlich angezogen, in der einen Hand ein weißes Taschentuch, im Angesicht den interessanten, geistreichen Weltschmerz, in den Seemuscheln seiner Augen ein paar Perlen“. Unbarmherzig wird auf die kleinen Schwächen Kobbes hingewiesen, der „sich selbst Humorist nennt, ganz in der Weise, wie französische Tanzmeister sich Professoren

nennen. Von je und je ist er ein ganz amüsanter Harlekin gewesen, was ja auch in dieser Welt voll Tragödien ein Verdienst ist, obgleich kein beneidenswertes. So erscheint er denn auch hier in der Harlekinsjacke, mit dem hölzernen Harlekinschwert, das nie eine Beleidigung ungerächt ließ, mit einem pappdeckeln Mühlstein um den Hals, statt der weißen Halskrause, und mit dergleichen Feuerflammen auf seinem Haupte, statt der spizen Mütze, stößt in die Trompete, wiederholt seine bekannten Possen, verkündigt eine erschütternde Darstellung des allerneuesten Rehergerichts, hält dann die gebräuchliche Sammlung zur Beihilfe in den Bedrängnissen seines Lebens und empfiehlt sich mit großer Heiterkeit zc.“ Mit beißendem Spotte wird auf das kirchliche Leben der Stadt Oldenburg hingewiesen: „Die Religion ist so recht ihr Gebiet, wo sie zu Hause sind, ihre Force, womit sie etwas leisten, ihr Reichthum, von dem sie mit vollen Händen austheilen können, ohne arm zu werden. Auf diese Fülle religiösen Lebens weist schon das Aeußere der Stadt hin, deren Kirche ohne Turm, deren Turm ohne Kirche und deren Kapelle mit einer Inschrift versehen ist, die aus der Zeit vor Christi Geburt stammt, aus dem hellen, lichten, klaren, klassischen Heidentum zc.“ Eine solche derbe Abfertigung der „Oldenburger Freunde, die auf den Höhen der Zeit stehen, über den Wolken, und in alle Tiefen schauen, in deren Gesichtskreis die Sonne nicht untergeht“, mußte natürlich Aufsehen erregen.

Verfolgt man das allmähliche Eindringen der liberalen Ideen in Oldenburg, so wird man bald inne, daß die große Masse des Volkes sich abwartend, wenn nicht gar ablehnend verhielt. Die Träger des Liberalismus waren die studierten Kreise, die auf den Universitäten die Ideen der Zeit kennen gelernt hatten, aus dem Verkehr und der Litteratur stets neue Nahrung zogen und durch die traurigen Verhältnisse des deutschen Bundes, dieser jämmerlichsten aller Staatsformen, die man jemals einem hochstehenden Volke aufgezwungen hat, mit neuer Sehnsucht erfüllt wurden. Ihnen schlossen sich die Grundbesitzer aus der Marsch und der Volksschullehrerstand an. Die Bewohner der Marsch hatten die alten friesischen Freiheiten nicht vergessen, zudem erhofften sie von einer Wendung

der Dinge manche Erleichterung. Was den Lehrerstand anbelangt, so muß nachdrücklich hervorgehoben werden, daß Paul Friedrich August viel für denselben gethan hatte. Der Schulbesuch war geregelt, ein Schulvorstand geschaffen, ein Bruchgesetz erlassen, und das Gehalt festgesetzt, Schulbücher eingeführt &c. Wenn man bedenkt, daß erst wenige Jahrzehnte zuvor das Seminar war begründet worden, so muß der unbefangene Beobachter zugestehen, daß dies große Fortschritte waren. Immerhin war der Unterschied zwischen der Aufgabe des Lehrers und seiner äußeren Stellung ein außerordentlich großer. War er alt geworden, so schickte man ihm einen Substituten, dessen schmales Gehalt er von seiner geringen Besoldung zu bestreiten hatte. Bei Visitationen mußte er sich von dem Generalsuperintendenten Böckel, dessen Geist und Verdienste übrigens nicht zu leugnen sind, oft eine überaus harte Behandlung gefallen lassen, und bei ungenügenden Leistungen hatte er sofortige Absetzung zu gewärtigen. Bergegenwärtigt man sich nun, daß der Liberalismus nur von einem Fortschreiten der allgemeinen Bildung den Sieg erwarten durfte, und sich deshalb dem Lehrerstande gegenüber freundlich stellen mußte, bedenkt man ferner, daß damals die ersten Lehrerkonferenzen entstanden, durch welche das Standesgefühl mächtig gehoben wurde, so kann man nicht darüber im Zweifel sein, auf wessen Seite sich die Mehrzahl der geplagten Schulmänner stellen würde.

Ein getreues Bild der Wünsche und Bestrebungen jener Tage, wie sie die besitzenden und gebildeten Kreise bewegten, geben die liberalen und demokratischen Zeitschriften der 40er Jahre. In Oldenburg herrschte thatsächlich Preßfreiheit, nur beschränkt durch die Erlasse und Verfügungen des deutschen Bundestages. Die Censur aber war eine sehr milde. Bezeichnend ist es, daß z. B. Theodor von Kobbe sein eigener Censor war. Es wurde in der Presse mit einer Rücksichtslosigkeit geurteilt und geschrieben, die unserer Zeit, mit ihren verbrieften Rechten, fremd geworden ist. Dadurch wird der Wert jener Zeitschriften für den Darsteller heimischen Lebens noch bedeutend gesteigert. Unter den Zeitschriften sind es namentlich zwei, die auf Bedeutung Anspruch machen können:

Die „Neuen Blätter für Stadt und Land“ und „Der Beobachter“.

Die „Neuen Blätter für Stadt und Land“ erscheinen seit dem Jahre 1843 im Verlage von Gerhard Stalling. Sie traten unter großem Geräusch in die Oeffentlichkeit. Eine Redaktion, die aus 5 Mitgliedern bestand (Buchholz, v. Buttell, Rüder, Stahr, v. Stapp), war für oldenburgische Verhältnisse etwas Ungewöhnliches und erweckte ungemessene Erwartungen, denen nicht entsprochen werden konnte. Immerhin muß man den „Neuen Blättern“ das Zeugnis geben, daß sie die Ideen der Zeit mit großer Klarheit und Bestimmtheit zum Ausdruck bringen und in ihrer „Kleinen Chronik“ eine sorgfältige Auswahl interessanter Tagesneuigkeiten bieten. Als ihr Programm bezeichnen die „Neuen Blätter“, ausschließlich oder doch vorzugsweise „unsere heimatlichen Interessen mit Ernst und Liebe einer freimütigen Besprechung zu unterziehen, unsere eigenen Zustände, Erfreuliches wie Unerfreuliches, uns zum Bewußtsein zu bringen und so Vorurteile und Mißstimmung zu entfernen, Gemeinsinn, Liebe zur Heimat und zum Vaterlande hervorzurufen und zu erhöhen“.

Einen ganz anderen Ton, und zwar einen solchen, wie er bis dahin in Oldenburg ungewohnt war, schlug „Der Beobachter“ an. Dies Volksblatt erschien seit dem 1. Oktober 1844 zweimal wöchentlich im Verlage von Gerhard Stalling; der Redakteur wurde nicht genannt, und man erschöpfte sich in Vermutungen, wer „der Beobachter“ sei. Lange war man des Glaubens, ein Angestellter der Stallingschen Druckerei schwinde so unheimlich die Geißel des Spottes und der Satire. Seit Mitte 1848 zeichnete Wilhelm Calberla mehrere Jahre als Herausgeber des „Beobachters“. (Wilhelm Calberla, geboren 28. Februar 1805 zu Nordgermersleben, gestorben zu Oldenburg 4. April 1880.)

„Der Beobachter“ ist noch jetzt in allen Teilen des Herzogtums unvergessen. Er war seiner Zeit sehr gefürchtet und übte auf weite Kreise großen Einfluß aus. So verdient er eine nähere Betrachtung.

In seiner Anrede an das „liebe Publikum“ verspricht er, „das Interessanteste von dem zu sagen, was er ent-



weder selbst gehört oder gesehen habe, oder was ihm von anderen mitgeteilt worden sei“. Er behauptet, sehr viele vertraute Freunde zu haben, die gegen jedermann schweigsam, aber gegen ihn so schwachhaft wären, „wie eine Gesellschaft theetrinkender Tanten“.

Es ist ein eigenartiges Vergnügen, die einzelnen Jahrgänge des „Beobachters“ durchzublättern. Neben politischen Gedichten von Freiligrath, Dingelstedt, Hartmann und verwandten Dichtern findet man sentimentale Dichtungen, die offenbar oldenburgischen Ursprungs sind. Neben ernst gehaltenen Abhandlungen über die Fragen der Zeit, über Landstände, Schwurgerichte, Pressefreiheit, gleichmäßige Besteuerung u. bringt er humoristisch und satirisch gefärbte Nachrichten aus allen Landesteilen. „Der Beobachter“ selbst und sein Freund Malwitz überragen alle ihre Mitarbeiter durch Geist und Witz. Sie überschreiten aber nicht selten die Grenze und gehen zu direkten persönlichen Angriffen vor. Wenn man die Betrachtungen Malwitz' bei dem Tode des „Humoros“ (gemeint ist Kobbe) liest, in denen die Wirte aufgefordert werden, ein Klage lied anzustimmen, wenn man die sich stets wiederholenden spöttischen Bemerkungen über Heinrich Lambrecht und seine Schriften liest, so wird man eine solche Handlungsweise als durchaus unerfreulich bezeichnen. Daß so etwas überhaupt möglich war, ist der beste Beweis dafür, daß von einer Beschränkung der Pressefreiheit im Oldenburgischen trotz aller Verfügungen des Bundestages keine Rede sein konnte. Auch den Theaterkritiken merkt man es bisweilen an, daß es dem „Beobachter“ in erster Linie darum zu thun ist, seinen Geist und Witz leuchten zu lassen. Zahlreiche Artikel des „Beobachters“ besitzen noch jetzt ihre alte Frische und sind keineswegs im Laufe der Jahre verblaßt. Eine kleine Auswahl möge ein Bild des Blattes geben. Zu Osn war am Pfingsttage 1845 das neue Kaffeehaus des Herrn Köster eingeweiht, und in Scharen waren die Oldenburger hinausgeströmt. Die allgemeine Begeisterung wird vom „Beobachter“ sehr witzig verspottet: „Sind Sie gestern in Osn gewesen?“ Mit dieser beleidigenden Frage trat diesen Morgen ein Bekannter zu mir. „Herr!“ rief ich in gerechtem Zorn, „werden Sie nicht grob! Wie können

Sie sich unterstehen, eine solche Frage an mich zu thun? Sehen Sie mich an — ich, ein Oldenburger mit zwei gesunden Beinen und circa 5 gesunden Sinnen, sollte gestern nicht in Ofen gewesen sein? Fürwahr, dies Fragen kommt mir, gelinde gesagt, albern vor, sehr albern — gerade so albern, als wenn Sie fragten: Sind Sie geboren?“ — „Nun“, entgegnete er, „ich habe auch zwei gesunde Beine und wenigstens ebensoviele gesunde Sinne wie Sie, bin aber dessen ungeachtet gestern nicht in Ofen gewesen.“ — „Wie?“ rief ich höchst erstaunt, „gestern nicht in Ofen gewesen? — Und das wagen Sie so gleichgiltig, so ohne allen entschuldigenden Grund zu gestehen? — Und Sie erröten nicht bei dem Geständnisse? Und Sie sinken nicht vor Scham in die Erde?“ — Verächtlich drehte ich ihm den Rücken u.“ —

Neulich sind auch die Berichte über größere Festlichkeiten gehalten, so z. B. der Bericht über das große Mäßigkeitsfest, das am 13. Juli auf dem Donnerschweer Exerzierplatze abgehalten wurde. Daß es dem „Beobachter“ an Widersachern nicht fehlte, ist selbstverständlich. Aber mit überlegenem Hohne werden diese abgefertigt. In dem Berichte über das erwähnte Volksfest hatte der „Beobachter“ gesagt, ein Schwein, das man zum Vergnügen des Volkes habe laufen lassen, habe bei der wilden Hejagad ein paar Beine gebrochen. In der nächsten Nummer berichtet der „Beobachter“ die Notiz und schildert folgendermaßen seinen Seelenzustand: „Es läßt mir nicht Ruh, es läßt mir nicht Rast! — das Gewissen foltert mich; der Schlaf, der sonst sich ungerufen auf meine Augenlider senkte, der mich 9 Stunden lang hinter einander gefesselt hielt, der mich erquickte und mir neue Kraft zu ferneren „Beobachtungen“ verlieh — ach! — er flieht mich jetzt zwar nicht — er kommt wie sonst — er zaubert wie sonst meine Glieder in schlaffe Unthätigkeit, aber er erquickt mich nicht mehr; er führt Bilder mit sich, drohende Bilder, bei deren Anblick mir der Angstschweiß ausbricht, die mich foltern bis an den hellen Morgen und dann auch wachend mich nicht verlassen. — O, dieser Zustand ist schrecklich! — unausstehlich! — Noch vor 8 Tagen lebte ich in der Unschuld Rosenzeit — kannte nicht die höllischen

Qualen eines tief verletzten Gewissens, hatte nie das Gewicht dieses strengen inneren Richters gefühlt, und jetzt — jetzt — seit acht Tagen lastet eine 5000 Centner schwere Schuld auf mir, die mich zu Boden drückt — eine Schuld, die nichts zu sühnen vermag, als vielleicht ein offenes Geständnis derselben. Ich bin bereit, es abzulegen.“ Und dann folgt die Berichtigung.

Die Kritik von litterarischen Neuerscheinungen ist bisweilen über alle Maßen boshaft. So urteilt Malwitz über eine Lambrechtsche Broschüre folgendermaßen: „Das Ding kostet 12 Grote und ist 40 Seiten lang — man kann, den Umschlag mit dazu genommen, 44 Fidibusse davon bekommen, kostet also das Stück $\frac{1}{4}$ Grote Gold — ziemlich teuer — brennen (ich weiß es aus Erfahrung) nicht besser als andere billigere und — das ist der Humor davon.“ —

Die „Sagen und Novellen aus Oldenburgs Vorzeit“ müssen folgendes Urtheil über sich ergehen lassen: „Was soll ich nun zu diesen Sagen sagen? Soll ich sagen, daß sie mir zugesagt haben? Wenn ich das sagen wollte, so müßte ich sozusagen eine Lüge sagen, und wenn ich sagen wollte, sie hätten mir nicht zugesagt, so würde ich damit wieder zu wenig sagen. Sagen muß man aber doch über diese Sagen etwas können — freilich! — ich kann aber nur darüber sagen, daß sie wenig oder gar nichts sagen und ebenso gut und besser ungesagt geblieben wären. Ob der Verfasser eine Stilübung vor hat? — es scheint fast so.“

Die Sucht, neue Vereine zu gründen, wird wiederholt vom „Beobachter“ gar ergötlich verspottet. Unter den neuen Vereinen ist es besonders der Volksbildungsverein, dem sehr übel mitgespielt wird. Eine Sitzung desselben schildert der „Beobachter“ folgendermaßen: „Ich befand mich im Kasinoaale, mitten unter der Volksbildung. Erst wurde eine astronomische Explikation vorgenommen, die von großer Gelehrsamkeit zeugte und ihre Wirkung auf die Menge nicht verfehlte, denn man sah, wie fast alle nach und nach den Mund weit öffneten — einige meinten, zum Gähnen; ich aber glaube, um jedes Wort der gelehrten Demonstration desto eher und sicherer verschlingen zu können; mir wenigstens ging es so. Dann, als diese Ex-

plikation zu Ende war, schickte man sich an, die Fragen vorzulegen. Den Ernst des Augenblicks erkennend, herrschte eine feierliche Stille rings umher. Man mußte sich sammeln, seine Sinne bei einander haben; denn jintemalen schon ein Narr mehr fragen kann, als zehn Kluge zu beantworten imstande sind, und wenn nun gar noch ein Kluger zu fragen anfängt, wie hier, dann können zehnmal zehn Kluge sich den Kopf zerbrechen, ehe sie eine richtige Antwort finden. So ging es auch hier. — „Was ist Eiergrüße?“ — Da sitzen sie her, gucken einander an. Niemand in der ganzen Versammlung, der diese Frage zu lösen weiß. Ein schwacher Versuch, den jemand machte, lieferte kein befriedigendes Resultat. Köchinnen waren nicht zugegen, und so mußte diese wichtige Frage ungelöst bleiben. Wir werden also auch ferner Eiergrüße essen müssen, wie der Bauer Gurkensalat, und vielleicht den kommenden Geschlechtern ist es vorbehalten, diese große Frage zu lösen. Wir sind noch zu schwach dazu. Der Kuckuck hat auch Arg daraus, daß solche knifflische Fragen erfonnen werden können. „Was ist Eiergrüße?“ Mein Gott, als wenn die Antwort darauf nur so aus dem Ärmel zu schütteln wäre zc.“ —

Diese Auszüge werden einen Begriff davon geben, welcher Art die „Beobachtungen“ waren. Gleichzeitig werden sie das Aufsehen erklären, das dies gefürchtete Volksblatt machte, zumal in einer kleinen Stadt, wo die Verhältnisse des einen dem anderen nicht leicht unbekannt bleiben konnten.

Auf Grund der liberalen und demokratischen Presse Oldenburgs und der Erzeugnisse der liberalen Schriftsteller kann man leicht ein Bild von dem lebhaft erregten Geschlechte jener Tage entwerfen und gleichzeitig seine Forderungen feststellen.

Es ist selbstverständlich, daß auch in Oldenburg die Unfähigkeit und Jämmerlichkeit des deutschen Bundes stets wachsendes Unbehagen hervorrufen mußte. Die Gedichte eines Heine, Herwegh, Freiligrath, Dingelstedt zc. wurden begierig gelesen und riefen auch gelegentlich Nachahmung heimischer Kräfte hervor. Das Beckersche Rheinlied („Sie sollen ihn nicht haben zc.“) wurde begeistert

begrüßt, wenngleich es wegen seines mangelnden dichterischen Wertes manchen Angriffen ausgesetzt war. Das Vorgehen Dänemarks in Schleswig-Holstein wurde von den patriotischen Kreisen mit wachsender Erregung verfolgt. Das Lied „Schleswig-Holstein meerrumschlungen“ ging durch die oldenburgischen Zeitungen und fand großes Interesse, obgleich die Melodie erst einige Jahre später bekannt wurde.

Der „offene Brief“ des Königs Christian VIII. vom 8. Juli, der die alten schleswig-holsteinischen Verträge gröblich verletzete, rief einen Sturm der Entrüstung hervor. Im September wurde von Oldenburg aus eine Adresse an die Schleswig-Holsteiner gesandt, in welcher es hieß: „Harret aus, wackere Männer, und sollte Gewalt wider Euch versucht werden, so rechnet darauf, daß wir zu Euch stoßen werden mit allen unseren Kräften.“

Die Weiterführung des Kölner Dombaues regte zur Gründung eines Dombauvereins an. Große Schützenfeste und Sängereisen, zu denen auch Oldenburg seine Vertreter entsandte, nährten das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das auch durch die Zusammenziehung der Truppen des X. Armeekorps neue Anregung gewann. Auf den Sängereisen in Oldenburg wurde das Arndtsche Vaterlandskied mit Begeisterung aufgenommen. Wohl gab es auf seine bange Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ die Antwort: „Das ganze Deutschland soll es sein!“ Wie aber das ganze Deutschland zu gestalten sein würde, darüber war man sich noch unklar. Daß es ohne Blutvergießen nicht zu stande kommen werde, war den Einsichtigen klar. „Die verkündenden Donner einer großen Welterschütterung“ — jagte Adolf Stahr schon 1840 — „grollen dumpf am fernen Horizonte daher. Und kein sterblicher Mensch vermag vorauszusagen, wie nahe uns eine Zeit steht, wo nur festes Aneinanderschließen aller Stände des gemeinsamen Vaterlandes dem drohenden Ausbruche eines unheilswangeren Kampfes um die höchsten Güter des Lebens erfolgreich zu begegnen vermag.“

Die Forderungen, die der Liberalismus an den einzelnen Staat richtete, sind kurz und treffend zusammengefaßt in einer Rede, die der Hofrat Böckers im Jahre

1846 im „litterarisch-geselligen Verein“ hielt. Darin heißt es: „Das Ringen und Drängen nach möglichster Freiheit aller Bürger im Staate ist in Deutschland nicht zu verkennen. Sie ist bedingt durch die Beteiligung der Staatsbürger bei der Gesetzgebung, bei der Normierung des Staatshaushaltes und bei der Gemeindeverwaltung, wie durch eine starke Regierung, die sich auf die öffentliche Meinung stützt. Dessenliches und mündliches Gerichtsverfahren entwickelt und schirmt das wahre Recht. Politisches Leben kann aber nur zum Segen gedeihen, wo Rede und Schrift frei sind. Auf kirchlichem Gebiete ringt man nicht minder nach freier Verfassung.“

Eine landständische Verfassung fehlte dem oldenburger Lande nach wie vor; die Gründe dafür sind schon angegeben. Auch waren die Liberalen mit dem Maße der Selbständigkeit, daß die Landgemeindeordnung den Kirchspielsgemeinden einräumte, nicht befriedigt. Wenn der Großherzog sich trotzdem überall im Lande großer Liebe und großen Vertrauens erfreute, so ist dies ein Beweis für die außerordentliche Tüchtigkeit und Liebenswürdigkeit dieses Fürsten. Wie man sonst in jenen Tagen den fürstlichen Stand einschätzte, das zeigt sich an der Stellungnahme, die man Anton Günther gegenüber einnahm. Den letzten oldenburgischen Grafen unbefangen zu würdigen, das war dem Geschlechte jener Tage nicht gegeben. Man sah in ihm nur den Liebhaber der Elisabeth von Ungnad, den Vater des Grafen von Oldenburg, der seinen Sohn auf Kosten des Landes mit Ländereien und Gerechtigkeiten ausstattete. Als Professor Greverus den Vorschlag machte, „unserm edlen Anton Günther, in dem sich alle Gefühle und Interessen des Volkes vereinigen“, ein würdiges Denkmal zu setzen, fand sich niemand, der für diesen Vorschlag des Strüchhauser Pastorensohnes eingetreten wäre. Im Gegenteil, die „Neuen Blätter“ brachten einen Artikel, in welchem dem Grafen alles Verdienst abgesprochen wurde. Am Schlusse wurde der Vorschlag gemacht, lieber dem Professor Greverus ein Denkmal zu setzen. Er sei ein guter Schulmann und Poet, würde eine stattliche Figur machen und — habe von allen Oldenburgern zuerst die Eisenbahn befahren.

Der Unterschied zwischen reich und arm konnte unter den damaligen wirtschaftlichen Verhältnissen nicht so groß sein, wie es leider in der Gegenwart vielfach der Fall ist. Dagegen schlossen sich die einzelnen Stände strenger gegen einander ab, als es heute geschieht. Ein bevorrechteter Adel brauchte nicht bekämpft zu werden, da von einem solchen nicht die Rede sein konnte. Die wenigen Vertreter des Adels, die am Hofe Anstellung gefunden hatten, zudem fast alle eingewandert waren, fielen nicht ins Gewicht. Die führende Stellung im Staate hatten die Juristen. „Die Juristen werden hier zu Lande geboren, wie anderswo der Adel“, sagt der witzige und scharfsichtige Dr. Goldschmidt und charakterisiert diesen Zustand folgendermaßen: „Fragt man hier zu Lande: „Wer ist Präsident des Konsistoriums?“, so erhält man die Antwort: „Ein Jurist!“ „Wer ist Präsident des Finanzkollegiums?“ „Ein Jurist!“ „Woraus besteht das ganze Finanzkollegium? Etwa aus Leuten, die ex professo das Goldwesen ic. verstehen?“ „I bewahre! Aus Juristen!“ „Woraus besteht das ganze Kabinettsministerium? Woraus alle administrativen Behörden?“ „Aus Juristen!“ „Wer steht dem Forst- oder dem Postwesen vor? Wer dem Straßenbau, dem Deichbau, dem Medizinalwesen?“ „Ein Jurist!“ „Wer hat die höchste Leitung der Bibliothek? Wer präsidiert dem Militärkollegium?“ Immer und immer die Antwort: „Ein Jurist!“ — Ohne sein juristisches Examen gemacht zu haben, würde ein Metternich, ein Guizot, ein Peel hier zu gar nichts zu gebrauchen sein; nur allein Mosen, der kürzlich als Dramaturg hierher berufen ist, macht eine Ausnahme von der Regel; ihn hat man ohne weiteres angestellt, doch wohl nur, weil er bereits sein juristisches Staatsexamen in Sachen gemacht hat.“

Die Bauern in den Marschen klagten über ungerechte Verteilung der Deich- und Siellasten. Im Laufe der Jahre hatte man viele Ländereien deichfrei gemacht, d. h. sie von den Lasten ganz oder teilweise befreit und dadurch den alten Grundsatz verlassen: „Kein Deich ohne Land; kein Land ohne Deich.“

Zu den wirtschaftlich-Schwachen gehörten die Arbeiter

und Heuerleute in der Marsch, die in einer gedrückten Lage waren und gegen die Grundbesitzer ungebührlich zurückstanden. Ferner die Heuerleute im Münsterlande, bei denen sich die nachtheiligen Folgen der Regelung der gutsherrlichen und der Markenverhältnisse, von denen noch die Rede sein wird, geltend machten.

Von einer drückenden Armut konnte, dank der musterhaften Armenpflege im Oldenburgischen keine Rede sein. Daß man aber die Beerdigung der „Armenleichen“ möglichst billig zu gestalten suchte, das war ein politischer Fehler. Dadurch wurde Erbitterung erzeugt, und es ist charakteristisch, daß man auf die Frage nach den Errungenschaften von 1848 von seiten der Angehörigen des sogen. „Volkes“ immer die eine Antwort erhält: „Die platten Särge der Armenleichen wurden abgeschafft.“ Ein Cirkular vom 12. Januar 1789 bestimmte in der langatmigen Weise jener Tage Folgendes: „Ein Armer kann, wenn er von der Armenanstalt begraben wird, sodaß der Armenvater oder Jurat die Beerdigung besorgt, wenn auch etwas von seinem Nachlasse übrig bleiben sollte, falls die nachbleibenden Anverwandten nicht der Erbschaft entsagen und den Sarg aus eigenen Mitteln anschaffen wollen, auf keinen ändern als einen platten Sarg Anspruch machen.“ Diese Bestimmung war noch immer in Kraft. Noch am 9. November 1836 wurde sie ergänzt durch eine Verordnung des Konsistoriums. Nachdem dies erfahren hatte, daß entgegen der Verfügung, „wonach die Armenleichen auf die möglichst wohlfeilste Art, ohne alles Gepränge beerdigt werden sollen, in manchen Kirchspielen bei Beerdigung der Armenleichen geläutet wird, so wird in höchstem Auftrage Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs alles Geläute bei Beerdigungen von Leichen, die auf Kosten der Armenlassen geschehen, für die Zukunft untersagt“.

Zu mannigfachen Erörterungen gab auch die Stellung der Juden Anlaß. Die Zahl der Juden im Herzogtum war sehr gering. Im Beginn der 40er Jahre betrug sie in runder Zahl 800. In Zeven wohnten 24 Familien, in Oldenburg 16 und in Varel 14. Sie durften jedes Gewerbe und jedes Handwerk betreiben. Das Zunftwesen schloß auch für sie die Meisterschaft, vollkommene Selbständig-

keit und Zwanglosigkeit nicht aus. Dagegen waren sie keine Staatsbürger, sondern Schutzverwandte. Bei den Kaufleuten hatte nur immer das Haupt der Familie den Schutz, der dann auf den ältesten Sohn überging. So erklärte es sich, daß der Zeversche Stadtrat ihnen keine Stimmberechtigung zuerkannte, ihnen keinen Anspruch an die städtische Armenkasse zubilligte und demzufolge auch ihre Beiträge zurückwies. In der französischen Zeit waren die Juden freie Bürger gewesen. Sie sehnten diesen Zustand natürlich aufs neue herbei und wurden darin durch die liberalen Schriftsteller, unter denen sich bekanntlich zahlreiche Juden befanden, bestärkt. In Oldenburg hatten sie an dem Landrabbiner Wechsler (seit 1841 in Oldenburg, früher in Birkenfeld) und an dem Schriftsteller Joseph Mendelssohn, der in seiner kleinen Schrift „Eine Ecke Deutschlands“ seinen Stammesgenossen ein ganzes Kapitel widmet, beredte Anwälte.

Für die Hebung von Handel und Verkehr hatte der Großherzog viel gethan. Neue Chaussees waren gebaut und weckten das Verlangen nach weiterem Ausbau des Chausseenezes. Insbesondere waren es die Butjadinger, die immer aufs neue dem Wunsche nach dem Bau einer Chaussee nach den Wesermarschen Ausdruck gaben. Die Kleinwege waren allerdings bei Regenwetter nicht zu passieren. In der Regenzeit war der Verkehr zwischen der Wesermarsch und der Residenz so gut wie aufgehoben. Noch im Beginn der 40er Jahre konnte die Aushebungscommission die Strecke von Brake nach Strohausen bei den schlechten Wegen kaum zurücklegen.

Die Freude, die man über die Vervollkommnung der Verkehrswege empfand, wurde stark gedämpft durch die Nachrichten über die neuen Eisenbahnen, die in anderen Theilen Deutschlands gebaut wurden, und denen man nichts Gleichartiges an die Seite zu stellen hatte. Hannover baute seine Eisenbahnen rund um Oldenburg herum, und die Durchführung einer Strecke durch das Herzogtum blieb ein frommer Wunsch.

Die Hauptstadt des Landes hatte unter den Wortführern der Liberalen wenig Freunde, da sie die Forderungen, die auf eine landständische Verfassung gerichtet

waren, nicht mit dem gewünschten Nachdruck unterstützte. Der Oldenburger Stadtrat lehnte es ab, den Wunsch nach baldiger Einführung von Landständen auszusprechen. „Wenn Stände auf Reduzierung oder Verlegung des Militärs dringen würden, so könnte dies die Stadt empfindlich treffen; auch befände man sich ohne Stände sehr wohl. Se. Königl. Hoheit der Großherzog wolle ja nur des Landes Bestes.“

Es ist selbstverständlich, daß dieser Beschluß von den Liberalen mit großer Entrüstung aufgenommen wurde. Er ist übrigens sehr begreiflich. Der Großherzog hatte die Stadt mit großen Neubauten geschmückt, ein Theater errichtet und der Stadt zu einer verhältnismäßig starken Garnison verholfen. Im übrigen Herzogtum hielt man die dafür aufgewandten Gelder für nicht richtig angewandt. So sah man den Ständen, die zudem der Führung der Marschbewohner anheimfallen würden, nicht ohne Mißtrauen entgegen.

Die Stadt=Oldenburger, in ihrer überwiegenden Mehrzahl, beschäftigten sich wenig mit Politik (die weiter oben charakterisierten Kreise ausgeschlossen). Die einzelnen Stände sonderten sich streng von einander ab. Nach des Tages Arbeit begab sich der ehrsame Bürger mit Pfeife und Tabak in das Wirtshaus zu einer Parthie Whombre, Whist oder Solo. Am Sonntage zog er mit seiner Familie hinaus vors Thor und besuchte eines der beliebten Kaffeehäuser, die gerade damals stark in Aufnahme kamen: Rotes Haus, Lindenhof, Ziegelhof, Jürgens in Ohmstede, Köster in Dfen u. Zeitungen wurden wenig gelesen und wurden fast nur von den Wirten gehalten. Die übrigen Abnehmer hielten gewöhnlich ein Exemplar zusammen, und so erklärt sich die humoristische Anzeige von Kobbes, er suche einen neunten Mitleser für die „Humoristischen Blätter“.

Zahlreich waren die Vereine in der kleinen Stadt. Wer die Bestrebungen des Osnabrücker Kaplans Seling, den Branntwein zu verbannen, unterstützen wollte, der schloß sich dem Mäßigkeits=Vereine an, der der Centralverein für das ganze Land war. Andere Vereine, zum Teil schon genannt, die in jener Zeit entstanden waren, sind



der Verein für den Kölner Dombau, der Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger armer Kranker, der Verein zur Besserung des Schicksals entlassener Sträflinge, der Kunstverein, der Handels- und Gewerbeverein und der Frauenverein. Hatte so der Stadt-Oldenburger das Seinige für gemeinnützige und wohlthätige Zwecke geopfert, so konnte er sich um so ungestörter den Freuden des Aneipenlebens hingeben, wozu sich überreiche Gelegenheit bot. In der Residenz und in deren nächster Umgebung waren nicht weniger als nahezu 100 Wirtshäuser aufzufinden. Die höheren Stände suchten mit Vorliebe die von Hartensche Weinstube auf, in welcher auch Theodor von Kobbe gern verkehrte und die Gäste durch den Vortrag seiner Humoresken erfreute. Eine andere Weinschenke, der Schrödersche Weinkeller, lag an der Ecke der Kleinkirchenstraße. Das Lagerbier, das in den 40er Jahren aufkam, wurde in zahlreichen, besuchten Wirtschaften verzapft. In der Mohrmannschen Bierstube verkehrten mit Vorliebe die jungen Juristen. „Die Dienste, die diese Herren dem Staate leisten, sind unbezahlbar, weshalb derselbe ihnen auch nichts dafür giebt“, bemerkt Heinrich Lambrecht gelegentlich böshaft.

Einen großen Fortschritt machte die Entwicklung der Stadt Oldenburg durch die Aufhebung der Thorsperre. Schon nach der französischen Zeit, im Jahre 1814, hatte die Regierung die Aufhebung der Thorsperre in Vorschlag gebracht. Aber die Väter der Stadt glaubten den Ausfall der Einnahme nicht verantworten zu können, ohne eine neue Steuer einzuführen. Handelte es sich doch um eine Summe von mehr als 700 Thalern. Als aber das städtische Jubiläum herannahte, da dachte der Magistrat auch wieder an die Aufhebung der leidigen Thorsperre. Auf seine Bitte verzichtete der Großherzog für den Staat auf seinen Anteil, wenn die Stadt auf den ihren verzichte. Die Stadt berief nunmehr eine allgemeine Bürgerversammlung ein, wie sie nach der Städteordnung zulässig war. Es sollte über eine neue Einnahmequelle für die Stadt beraten werden. Am 17. September 1845 fand diese erste allgemeine öffentliche Bürgerversammlung in der Reitbahn statt. Anwesend waren 370 Personen. Mit Spannung hatte man

dem Verlaufe dieser Versammlung entgegengesehen. Galt es doch, den Beweis zu bringen, daß die oldenburger Bürger „mit öffentlichen Dingen umzugehen und sich in ihnen zu bewegen wußten, und diejenigen zu widerlegen, die das Volk noch nicht reif für eine landständische Verfassung hielten.“ Die Versammlung stellte der parlamentarischen Reife der Oldenburger das beste Zeugnis aus. Die einzelnen Redner — der erste war Klempermeister Fortmann jun. — sprachen ruhig und sachlich. Längere Ausführungen wurden durch Schlußrufe unmöglich gemacht. Die Beifallsbezeugungen waren spärlich, und den Bravo-Rufen wurde bemerkt gemacht, daß man hier nicht im Theater sei. Für den Geist jener Tage ist es charakteristisch, daß man vielfach Anstoß daran nahm, daß der Vorsitzende die Redner nicht nur bei Namen nannte, sondern daß er auch ihre Titel anführte. Die Aufhebung der Sperre wurde für den 1. Januar 1846 beschlossen. Die Einführung einer neuen Steuer nach dem Fuße der Armensteuer erwies sich für die Folgezeit als unnötig.

Mit dem 1. Januar 1846 hörte die Thorsperre in Oldenburg thatsächlich auf. Das alte Jahr nahm mit Regenwetter Abschied; das hinderte aber nicht, daß sich eine größere Zahl von Sängern auf dem Markte einfand, um der Sperre eine gute Nacht zu wünschen.

* * *

Gegen Ende der 40er Jahre hatte der Liberalismus an Stärke und Ausdehnung ganz außerordentlich zugenommen. Petitionen um Einführung einer landständischen Verfassung kamen jetzt nicht nur aus den Marschen, sondern auch aus den anderen Teilen des Landes. Die Birkenfelder wurden vorstellig; sogar aus dem Saterlande kam eine Petition, und auch der Stadtrat von Oldenburg bat nunmehr um Einführung einer landständischen Verfassung. Der Großherzog, der einsah, daß der zunehmenden Aufregung ein Ende gemacht werden müsse, und der sich wohl auch der Erkenntnis nicht verschlossen haben wird, daß eine Verfassung, auf die das Volk ja ein gutes Recht hatte, bei der zunehmenden Ver-

wickelung, namentlich der gewerblichen Verhältnisse, eine Nothwendigkeit war, entschloß sich nunmehr, eine Verfassung zu geben, die den Forderungen Dänemarks und Rußlands einigermaßen entsprach. Um eine solche zu entwerfen, setzte er eine Kommission ein, welcher mehrere hohe Beamte aus dem Herzogtum und den Fürstenthümern angehörten. Sie trat am 15. November 1847 zusammen. Aber als diese Männer ihre Arbeit vollendet hatten, da war das Ergebnis ihrer Bemühungen veraltet und durch die Entwicklung der Märztage des Jahres 1848 überholt.





